



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Neundzwanzigster Jahrgang.

N<sup>o</sup> 5.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

### Siebentes Kapitel.

Der Herr Blomkist war sehr verdrießlich, daß er dem Hause Snider's Söhne nicht besser dienen konnte, denn der Diamant blieb verschwunden und der Dieb gleichfalls. Auch nicht eine Spur von dem Gesuchten tauchte auf. Herr Blomkist hatte alle Spelunken persönlich durchsucht, alle Matrosentanzlokale, des Nachts alle Tavernen, er war in herabgekommenen Logis bis unter das Dach hinaufgestiegen. Er hatte in seinen Hotels nach dunkelhaarigen Fremden, die sich längere Zeit aufhielten, geforscht — nirgends auch nur die geringste Auskunft.

„Der Mensch muß etwas zu verbergen gehabt haben,“ sagte sich der Beamte, „er muß seine guten Gründe haben, jede Spur hinter sich zu verlöschen,“ folgerte Herr Blomkist, „wäre das nicht seine Absicht, würde er von uns entdeckt worden sein. Er fürchtet sich und ist das ein Beweis mehr, daß er den Diamanten gestohlen hat. Allerdings, ein Steckbrief ist noch nicht erlassen,“ sann der Beamte weiter nach, „aber ich habe schon oft erfahren, daß diese bei so geriebenen Gaunern, wie dieser jedenfalls einer ist, gar nichts nützen, im Gegenteil, sie machen dergleichen Gefellen nur doppelt vorsichtig.“ — schloß Herr Blomkist diese Gedankenreihe.

„Er ist plötzlich aus seiner Wohnung verschwunden — vielleicht hat er etwas zurückgelassen, das uns dient —“ grübelte Herr Blomkist. — „Es war leichtsinnig von mir, dort nicht sogleich gründlich nachzusehen. Wer konnte aber auch denken, daß der Mensch so raffiniert uns irre führen würde? Alles wies auf eine Flucht nach außen, und Gile, nach außen zu handeln, that demnach vor Allem noth. — Nun was ich damals hätte finden können — das Zimmer war ja völlig leer — wird heute auch wohl noch da sein.“

Der Beamte warf sich in seinen schwarzen Uniformrock und wanderte nach Dube-Ware hinaus. Er stieg die steilen, leiterartigen Treppen des alten, ärmlichen, aber reinlichen Hauses hinauf und läutete bei Frau Sandvat, einer bekannten Vermieterin für Stein- und Eisenarbeiten. Diese öffnete und erschrak sichtbar, als der gefürchtete Herr Blomkist, der ihr durchaus kein Fremder war, vor ihr stand.

„Sie erschrecken, liebe Frau?“ nahm der Beamte, Frau Sandvat beim Arm fassend, das Wort. „Weßhalb, liebe Frau Sandvat? — Haben Sie die Güte, mir einzuhändigen, was der

Herr Eivers bei Ihnen zurückgelassen hat,“ fuhr Herr Blomkist fort, ohne Frau Sandvat's Arm loszulassen. „Wir wollen in sein Zimmer gehen, Frau Sandvat, es ist doch noch nicht wieder beseht?“ sprach Herr Blomkist mit einer sehr eindringlichen Freundlichkeit.

Frau Sandvat hatte sich jetzt etwas gesammelt. „Ach, man erschrickt immer, wenn die Herren von der Sicherheitsbehörde kommen, es gibt für uns arme Vermieterinnen dann stets Angst und Sorge,“ versetzte die Frau.

„Habe ich Ihnen jemals Angst und Sorge gemacht?“ frug Herr Blomkist jetzt noch freundlicher, Frau Sandvat in das Zimmer des Verschwundenen dirigierend und keinen Blick von ihren Bewegungen lassend.

Frau Sandvat ging, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, dahin, wo der Beamte wollte, diesem voraus in das bewußte Zimmer, Herr Blomkist sah sich in dem

ärmlichen leeren Raum um. Das Zimmer war sauber aufgewischt, alle Kasten standen offen und nicht ein Papierschneißelchen lag umher.

„Hat Ihnen Herr Eivers Ihre Miete bezahlt?“ frug jetzt mit einem Male Herr Blomkist voll freundschaftlicher Theilnahme.

„Nein, er hat mir nicht gezahlt,“ antwortete Frau Sandvat unsicher.

„Und Sie haben ihn ziehen lassen?“ sprach Herr Blomkist bedauernd und voll Mitgeföhls für die arme Frau.

„Was sollte ich machen?“ beilte sich Frau Sandvat zu sagen.

„Und Sie haben sich gar nicht bekümmert, wohin Ihr Schuldner ging?“ forschte Herr Blomkist, diese Nachlässigkeit durch ein Kopfschütteln beklagend, weiter.

„Ach, er war ja arm!“ warf die Frau zögernd hin.

„Hat der Mann sein Felleisen mitgenommen?“ frug

jetzt Herr Blomkist. „Sie werden mir die Wahrheit sagen, Frau Sandvat — im Namen des Gesetzes — Sie werden mir es sagen, Frau Sandvat,“ fügte der Beamte mit müdem Ton, wie seufzend hinzu.

Frau Sandvat kannte diesen Ton nur zu gut, wenn Herr Blomkist so matt fragte, gab's kein Entrinnen, sie sah sich entseßlich in die Enge getrieben. „Er hat mir nicht bezahlt,“ sagte sie jetzt weinerlich.

„Das weiß ich,“ antwortete Herr Blomkist.

„Ich bin eine arme Frau,“ setzte tief betrübt Frau Sandvat hinzu.

„Das weiß ich,“ meinte wieder Herr Blomkist.

„Ich mußte doch einige Sicherheit haben.“

„Natürlich,“ warf Herr Blomkist ein, „nun wo ist das Felleisen, der Koffer, liebe Frau?“ rief er jetzt aus.

„Ach Gott, jetzt werde ich's nie mehr wiedersehen und es sind doch gute Kleider darin,“ jammerte Frau Sandvat, „wenn der Koffer erst auf dem Stadthaus ist, ist's so gut wie in Batavia!“ klagte die Frau.

„So, Sie haben den Koffer aufgemacht?“ sagte Herr Blomkist strafend.

„Aber nicht ein Häßchen herausgenommen,“ versicherte die Frau.

„Nun, das wäre auch einfach Diebstahl,“ Frau Sandvat,“ ließ Herr Blomkist einfließen, „bitte, zeigen Sie mir das Kofferchen.“

Frau Sandvat ging, von Herrn Blomkist gefolgt, in ihr Zimmer und nahm dort aus ihrem Kleiderschrank ein kleines, ziemlich elegantes Pariser Felleisen und gab dem Beamten den Schlüssel dazu.

Herr Blomkist setzte sich ernst an den Tisch und packte sorgfältig aus, er breitete die wenigen guten Kleider über den Tisch aus, sie genau ansiehend, alle Taschen untersuchend. — Es fand sich nichts, kein Brief, kein Notizbuch, keine Visitenkarte, kein Stückchen Zeitungspapier. Auf dem Grunde des Felleisens lag ein kleines, abgegriffenes,



Die „Donna Anna“. Die Begegnung im Garten. (S. 50.)



in Leder gebundenes Büchlein. Herr Blomfist nahm es sorgsam zur Hand und schlug es auf.

Es war ein altes hebräisches Gebetbuch. Vorn auf dem Deckel war der Name „Rebeka Eimenreich, geboren 1820 Hamburg,“ mit deutschen Buchstaben aufgeschrieben, — dann stand darunter: „Samuel, konfirmirt 1823, Isaak 1826, Vater gestorben 1830.“

„Frau Sandvat,“ sprach aufstehend Herr Blomfist, „dieses Büchlein werde ich aus dem Koffer nehmen und vorläufig behalten, und jetzt packen Sie die Sachen wieder ein und nehmen den Koffer in Verwahrung. — Er kann Ihnen zur Sicherheit dienen, fortgeben oder verkaufen dürfen Sie vorläufig von den Sachen nichts. Ueber dieses herausgenommene Büchlein — sehen Sie, es liegt nichts darin! — Herr Blomfist schüttelte das Buch — „werde ich Ihnen einen Schein ausstellen.“

Der Beamte that das.

„Sehen Sie, Frau Sandvat, Ihre Angst war unnötig. Sie wissen ja, ich bin jedes Menschen Freund — ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Ihr fortgezogener Mieter diese Sachen selbst bei Ihnen bald einlöst, ich wollte Ihnen dann mit Vergnügen zehn Gulden noch dazu geben — ich bin Menschenfreund, Frau Sandvat, und der besondere Freund aller Zimmervermieterinnen, selbst wenn sie Koffer verheimlichen und ohne Gerichtsbehörde öffnen.“ — Mit diesen Worten verabschiedete sich Herr Blomfist von der aufstehenden Vermieterin.

#### Achtes Kapitel.

Es war schon Nachmittag, als der Kapitän van Heeren mit seinem schwarzen Steuermann auf der Dampffähre stand, die ihn über die Maas setzte, um zu seiner Landwohnung zu gelangen. Beide fuhren wieder mit einem Torffahrer tiefer in's Land und stiegen dann an einem mit Büschen eingefaßten Wiesenwege aus, um die letzte Strecke bis zur Wohnung des Kapitän's, da der Kanal etwa zehn Minuten entfernt davon vorbeilief, zu Fuß zurückzulegen.

„Die Donna Anna ist ein gutes Schiff für Güterfahrten,“ nahm jetzt der Kapitän das Wort.

„Sie dient gut unseren Zwecken,“ erwiderte mit seinem gewöhnlichen eisernen Ernst der Afrikaner.

Jetzt schaute der Kapitän doch seinen Steuermann an, sah aber gleich darauf weg, als der Afrikaner seinen Blick, der mehr als Worte sagte, erwidern wollte.

„Die Sache ist keine Kleinigkeit,“ sprach der Kapitän nach einer Pause weiter. „Es erfordert die größte Klugheit, Vorsicht und Kaltblütigkeit.“

„Die werden wir haben, Kapitän,“ entgegnete der Schwarze.

„Von Dir weiß ich das! Aber die anderen acht Mann, die wir brauchen, sind ein Hinderniß, einen unschädlichen Hilfsarbeiter habe ich schon gewonnen. Wir fingen ihn sozusagen von der Straße auf; er ist bei mir im Garten beschäftigt, soll aber so bald als möglich auf das Schiff.“

„Der Mann ist kein Schiffer?“ fragte der Afrikaner.

„Nein, ein Handwerker, aber stark und nicht dumm,“ lautete die Antwort des Kapitän's. „Du wirst ihn bald so weit gebracht haben, als wir es für unsere Dienste brauchen, im Uebrigen wirst Du ihm die Karten verdeckt halten.“

„Das werde ich, Kapitän,“ gab der Afrikaner zurück.

„Du wirst ihn wahrscheinlich heute sehen, suche ihn nicht vom Dienst abzusprechen. — Ich wünsche nur, ich könnte mit lauter solchen Leuten fahren.“

„Besser wär's natürlich,“ pflichtete der Neger bei.

Unter diesem Gespräch waren die Beiden bei dem Gartenthür angelangt und die Alles sehenden Augen des Negers erblickten das Fräulein bei einem ihm fremden, großen blassen Mann. — Ben Halim's Augen wurden größer, starr und ein rötlicher, schimmernder Funken blühte in ihnen auf, das war aber nur ein Moment, im nächsten Augenblick schien der Afrikaner wieder so ernst und undurchdringlich wie sonst.

Gefine, welche die Kommenden bemerkt hatte, ging ihren Vater begrüßend entgegen, den sich tief verneigenden Neger bewillkommnete sie heute auch freundlicher als sonst — sollte doch ihr Schützling bald unter den Befehlen dieses ihr unsäglich unheimlichen Menschen stehen.

Ben Halim warf seine Blicke nach der Laube, wo der Diamantschleifer sich befand.

Der Kapitän rief diesen herbei.

„Freund Eivers,“ sprach er dem sich Nähernden entgegen, „das hier ist mein Steuermann Ben Halim, ein unverfälschter Afrikaner, ein tüchtiger Seemann, trotz der Stiefelschwärze seiner Haut, und ein treues Herz, wie kein Weißer mir bisher solches bezeugte. Schließen Sie Freundschaft, Schiffskameradschaft mit diesem Mann, denn er wird Ihr Lehrmeister sein.“

Der Diamantschleifer reichte dem Schwarzen die Hand hin, welche dieser kräftig ergriff und schüttelte, — dabei sah er den Mann nur ganz flüchtig an. — „Auf unserer neuen Heimat zwischen Bord und See werden wir uns schon näher kennen,“ sagte er lächelnd, seine schimmernden weißen Zähne zeigend. — Dann ging man in's Haus, — der Kapitän hatte eine Trinkstube für seemannische Besuche und Geschäfte. — Er lud auch Paul Eivers ein, ihm zu folgen, und während Gefine sich in ihr Zimmer begab, nahmen die drei Männer auf den schweren Eisenstühlen an dem riesigen alterthümlichen Tisch, welcher zur Seite eines mächtigen Kamins stand, Platz, — sonst enthielt das Zimmer

nur noch einen Schrank mit Flaschen und einen großen Pfeifenständer, garnirt mit mehreren Reihen jener bunt angelauchten kleinköpfigen Thonpfeifen, wie sie die echten alten Holländer lieben. Der Kapitän stellte eine Flasche echten Jamaika nebst Gläsern auf den Tisch und schenkte ein.

Der Schwarze trank sein Glas auf einen Zug und hielt oben die Hand flach darauf.

„Das ist meine Portion, Kapitän, nie mehr darüber, ich vertrag's nicht,“ sprach er bestimmt.

„Natürlich,“ lachte van Heeren, „in Dir steckt afrikanische Hitze, Du brauchst es nicht. Aber wir, Freund Eivers,“ wandte er sich an diesen, „haben viel holländisch Kanalwasser in den Adern und das verträgt nie und da eine kleine Mischung. — Was! sind Sie ein Temperenzler?“ rief der Kapitän erstaunt, als der Diamantschleifer sein Glas noch fast voll zeigte.

„Herr Kapitän,“ lachte Eivers kopfschüttelnd, „ich habe den Rum nie anders als in dem schwarzen Kaffee getrunken.“

„Ah, richtig,“ erwiderte der Kapitän, „Sie sind ein Franzose, also ein Landsmann,“ richtete er seine Worte an den Afrikaner. „Hier schwarzer Franzose aus Algier, dort weißer aus Paris. Ich wünsche nur, ich hätte ein Duzend Kerle, wie ihr seid, an Bord, Intelligenz, Kraft, — das geht über das Handwerk.“

„Kapitän, das Seegewerbe muß doch auch erlernt sein,“ warf der Schwarze ein. „Ohne Schiffs- und Seekenntniß, wie sollte man da fahren?“

„Natürlich muß es erlernt sein,“ stimmte der Kapitän zu. „Du bist ja ein Steuermann, wie er im Reglement steht, — ich möchte aber nur, daß unser neuer Kamerad das Vertrauen zu sich selbst bekommt und muthig und frisch an's Werk geht.“

„Ich liebe die See, Kapitän,“ gab Eivers zur Antwort, „und pflege jede Sache, die ich angreife, mit all' meinen Körper- und Geisteskräften zu betreiben, so hoffe ich auch, ein brauchbarer Seemann zu werden. Ich verstehe auch etwas Mathematik, das bringt mein Beruf mit, und habe auch zu meinem Vergnügen Astronomie getrieben.“

Der Kapitän sah den Sprecher überrascht an, — er hätte, so schien sein Blick zu sagen, den jungen Mann weniger erfahren und gebildet in diesen Dingen sich gewünscht — er ließ sich jedoch davon nichts anmerken.

„Um so besser!“ erwiderte er in dem derben jovialen Ton, in welchem er mit seinen Gesprächen meist verkehrte, „doch möchte ich Sie, mein Freund, darauf aufmerksam machen,“ fuhr er fort, „daß beim Seefahren die Praxis ein eisernes Tau, die Theorie ein gläserner Faden ist.“

Der Kapitän wie der Diamantschleifer waren zu sehr in ihr Gespräch vertieft, um wahrzunehmen, wie der Schwarze während dessen jeden Zug im Gesicht des neugeworbenen Seemanns studirte mit einer so seltsam starren Ruhe und Unbeweglichkeit des Blickes, wie der Alligator seine Beute, die er belauert, lange Zeit aus seinen gelbschwarzen, senkrecht länglichen Augen anzustarren pflegt; jetzt schaute der Neger zur großen Wanduhr auf und erhob sich.

„Kapitän, um acht Uhr muß mich die Hafenpatrouille auf der Donna Anna finden.“

Der Kapitän stand gleichfalls auf. „Nun morgen kann sich unser junger Mann an Bord einfänden,“ sprach er. „Wir beginnen die Ladung einzunehmen und da wird er das Schiff gleich gründlich kennen lernen,“ er reichte dem Neger und Paul die Hand und Beide gingen aus dem Zimmer.

Im Garten nahm der Schwarze von dem neugeworbenen Seemann mit kräftigem Händeschütteln und einem verheißungsvollen: „Auf Morgen denn!“ Abschied.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus Kalifornien.

Von

Paul Stein.

II.

Ein heller Herbsttag — die schönsten Tage Kaliforniens — lockte mich aus meiner hochgelegenen Wohnung hinab in die belebteren Straßen der Stadt.

Ungemein rasch speiert die Drahtseilbahn — diese spezielle Erfindung San Franziscos — von seinen höchsten Punkten aus auf- und abwärts bis in die Ebene, wo Pferdebahnen weiter führen und in allen Richtungen die Stadt durchkreuzen. Es ist ein wahres Vergnügen, bei schönem Wetter in den offenen Waggons dieser Seilbahnen zu fahren, die, unerträglich durch Dampf betrieben, in fast gleichem Tempo die steilsten Wege auf und ab laufen. Dazu kommt, daß sich dabei die prächtigsten Aussichtspunkte bieten und trotz der schnellen Fahrt beliebig angehalten werden kann. Man wird gleichsam von unsichtbarer Kraft weiter befördert, sanft und gefahrlos. Bereits wird in der Ebene damit begonnen, die Pferdebahnen durch Drahtseilbahnen zu ersetzen, da diese ungleich weniger Betriebskapital erfordern sollen. Alle derartigen Einrichtungen sind hier musterhaft gut, wie z. B. Gas- und Wasserleitungen wohl kaum anderswo besser getroffen werden, und vor Allem ist es die Feuerlöschkraft, die es selbst der berühmten New-Yorks noch zuvorthut.

Uebrigens ist das auch eine Nothwendigkeit für eine Stadt, die erst seit einigen Jahren und nur in ihrem Mittelpunkt Stein-gebäude aufweist, da bei dem Mangel an dem dazu nöthigen Material diese ganz enorm theuer kommen, auch bei vorkommen-

den Erdhöhen viel gefährlicher als die Holzbauten sind. Man erkennt es jedoch erst beim Näherbetrachten, daß die reizenden Häuser mit ihren Ertern, Säulen und Ornamenten, wie auch die großen Paläste, die ganze Straßen füllen, ganz und gar von dem Holz der mächtigen Rothbäume ausgeführt sind. Da die Säulen und Eisenfabriken Alles fertig dazu liefern, entstehen die Bauten hier wie durch Zauber: kaum begonnen, ist das Haus fertig und bezogen. Fast dem Eigentümer die Stätte nicht mehr, an der er sich sein Haus erbaut, und findet er einen geeigneteren Platz dafür, so läßt er's in die Höhe schrauben, auf Walzen bringen und transportieren. Selten verlassen die Bewohner während dieses Vorgangs das Haus. Es sieht dem Neuling höchst seltsam aus, die wandernden Häuser, denen man öfters begegnet.

Durch die Drahtseilbahn in die untere Stadt speiert, bestieg ich das „Buggy“ meines Begleiters, um nach Lust und Laune Dicks und Dads näher zu beschichtigen. Man bemerkt hier allgemein diese ebenso stark als leicht und zierlich gebauten zweisitzigen Fuhrwerke, und bedienen sich ihrer die elegantesten Damen. Sie fahren selbst und haben nie einen Diener bei sich, selbst nicht, wenn sie ausreiten. Die „Ladies“ zeigen gern bei Allem ihre Selbstständigkeit, hauen aber dabei doch auf die Galanterie der Männer, die sich ihnen stets bewähren.

Ein Zug der Mitternacht dem schwächeren Geschlecht gegenüber ist dem Amerikaner, wenigstens auf dem Boden seiner Heimat, nicht abzusprechen, und ist das um so rühmlicher bei dem Emanzipationsbetrachten der hiesigen Frauenwelt, das mitunter seine dunkelsten Seiten zeigt. Die Frauen sind im Allgemeinen sehr schön hier: die Amerikanerin repräsentirt die „Mode“-Schönheit: feine, schlanke Gestalten, blasser Teint, glänzende Augen und riskirt sie nicht selten ihre Gesundheit, um diese Reize zu erhöhen: Belladonna und Arsenik sind viel gebrauchte Schönheitsmittel in der Metropole am stillen Ozean. Die Deutsch-Amerikanerin ist blonder, frischer, rofiger, und wenn sie nicht den Fehler begeht, ihre feiner aussehende Schwester nachahmen zu wollen, ist sie sicher nicht minder schön als diese. In der Irlanderin, die stark hier vertreten ist, steckt entschieden ein Zug von Rohheit und Trivialität. Ausnahmen gibt es natürlich da wie überall; im Allgemeinen sind sie nicht beliebt — ja, das geht so weit, daß die „grüne Garbe“ bei der Toilette der übrigen Damenwelt verpönt ist. Franzosen, Spanier, Italiener u. s. sind minder zahlreich hier vertreten und spielen deshalb auch eine minder hervorragende Rolle in den tonangebenden Kreisen.

Doch — ich befinde mich ja auf dem hohen Seige eines „Buggy“ mitten im Waggengewirr einer der schönsten und belebtesten Straßen, und sehe rechts und links auf den sehr breiten, theils aus Holz, theils aus Stein zusammengelegten Trottoirs unter allerlei Volk, schwarzen, braunen, gelben und weißen Menschen, die schlanken Gestalten eleganter Damen, die sich nach den Schaufenstern drängen, wo die neuesten Pariser Moden ausgestellt sind. Die Saison hat begonnen. Wer die Sommermonate jenseits der Bai in windstillerem Klima verbracht, befindet sich wieder in der Stadt, wo nun auch die impertinenten, toilettezerstörenden Winde etwas zahmer geworden und die dichten Gaschleier mit durchsichtigeren Gewebe zu vertauschen sind.

Die Sports werden wieder lebhafter betrieben: Rudern, Fahrten, Pferderennen und Dersel mehr. Doch traten für eine Zeit diese Unterhaltungen, ja selbst das Interesse für erstere An gelegenheiten in den Hintergrund vor dem von New-York hieher importirten Dauerlauf, der rasch zum Modessport in einer Weise anwuchs, die nahe zum Fieberparoxysmus wurde und Herren und Damen in eine Rennbahn lockte, die jedem bessern Gefühl zu jedem Schönheitsfimmel Hohn sprach. Tag und Nacht wurde dieses „Rauschboldenthum“ gehuldet, Beifall geklatscht, Blumen gepend und Wetten zu enormen Summen kontrahirt. Ich sah mir einmal diese — Verirrung des Geschmacks an, — am dritten der sechs Tage, in denen Frauen und Mädchen um den Ruhm liefen, die ausdauerndsten Reine zu haben. Ihre Zelte, in denen wenn es eben absolut nicht mehr gehen wollte, etwas austrinken waren längs der Bahn, die sie zu durchlaufen hatten, aufgeschlagen und sie waren über und über mit Bouquets behängt, — einige aber auch bereits geschlossen, deren Inhaberinnen zusammengebrochen auf dem Felde so zweifelhafter Ehre, — die, welche ich noch laufen sah, erregten mir Ekel und Bedauern: die verzerrten Blicke, die matten Augen, der graue Teint, die geschwollenen Füße, das sichtsichtige Ringen mit der Ermattung — ich sah das Vergnügen, das Interesse an solchem Sport nicht. Das Telephon verkündete jede Stunde das Resultat des Laufes der belebtesten Theile der Stadt, wie es in dem Lokal selbst großer Tafel angeschrieben wurde. Vergebens eiferte die längere Zeit dagegen, bis die Sache in einem Wettlauf zwischen Männern und Pferden gipfelte und die Unwürdigkeit dieser Unterhaltung selbst den enthusiastischsten Liebhabern derselben erleuchtete, und nun ein so plötzlicher und mächtiger Umschwung der Geschmacksrichtung eintrat, daß man es für ein Wunder halten mußte, gäbe es des Ueberraschenden und Wunderbaren hier nicht so viel und wäre man nicht an die beflügelten Schritte der neuen Weltstadt gewöhnt.

Die riesige Halle, die wochen- und wochenlang dem Dauerlauf gedient, verwandelte sich in kaum mehr als acht Tagen in einen feenhaften Raum voll Poesie und Muz — eine herrliche Bühne für ihre lange Entweihung. Die schönen Damen der Geldaristokratie traten an die Spitze eines Unternehmens — Beispiel Vostons, dieser ersten Stadt der höhern Intelligenz Amerikas, vor Augen — und in unglaublich kurzer Zeit war geschaffen, was berechtigt, San Franzisko mit Stolz und hoher Friedigung zu erfüllen. In neun Abenden wurden abwechselnd deutsche und englische Dichter und große Musiker in lebenden Bildern verherrlicht, auch bekannte Szenen aus ihren Werken in Musikbegleitung pantomisch dargestellt, im Fond der Halle sowie in kleineren Abtheilungen zu beiden Seiten.

Malen, Bildhauer, Dekorateur und besonders einige hervorragende Mitglieder des deutschen Theaters arrangirten die Szenen und wählten die passendsten Momente zur Darstellung. Zwischen den plastischen und dramatischen Darstellungen sah man nationale Szenen voller Glanz und Wahrheit: hier ein Gemälde der Alhambra — mit schönen, perlen- und brillantengeschmückten Mäurinnen in der bunten Farbenpracht des Orients — dort eine schottische Hochlandsjene mit Tanz, gegenüber ein türkisches Harem, ein Bild aus Aegypten, eine Goldmine, deutsche Wanderer in einer Hothütte, Blumenverläuferinnen und von Blumen getragenen Pavillon mit den jüngsten Damen San Franziscos — lauter Moras — in idealem Kostüm, und Dersel mehr; — man könnte viele Seiten füllen, wollte man Einzel-



schilbern. Wohl noch nie zeigten sich die schönen Damen San Francisco so schön, so ideal und prächtig — so aufopfernd! Neun aufeinanderfolgende Abende — es war fast zu viel Genuss und Opfer — der Erfolg aber auch ein durchschlagender.

Das Interesse für Kunst und Poesie wurde durch die gelungenen Darstellungen und die lebhafteste Anerkennung derselben bei den Zuschauern wie den Darstellern lebhaft erregt und die während der neun Abende leeren Schauspielhäuser werden sich jetzt eines um so zahlreicheren Besuches erfreuen. — Man schämt sich leise des Beifalls, den man dem „Trampel“-Sport gezollt, doch wenn auch die schönen „Ladies“, die ich an den Schaufenstern sah und die mir diese Erinnerung gewekt, das Erstere als Modesache beklagten, so haben sie das köstlich gefühlt durch die rasche Erhebung zu einem so edlen, schönen und wohlthätigen Unternehmen. Die Einnahme kommt den Hospitälern aller Nationen, die hier wohnen, zugute, und da den Abend „wanzig“ bis dreißigtausend Zuschauer anwesend waren und die Unternehmer alle Kosten trugen, wurde eine bedeutende Summe erzielt. So rasch hier Alles in's Leben gerufen wird, in ebenso großem Stile wird es ausgeführt, und die Matrie, die mitunter dieses jüngste Kind der Völkergeschichte treibt, der Uebermuth und die Fehler, in die es häufig verfällt, darf man bei einer so viel versprechenden und talentierten Jugend nicht zu streng richten.

Wir lenten von der schönen Straße ab, seitwärts hinan, wo es dunkelte und wimmelte wie in einem Ameisenhaufen, wo auf verhältnismäßig sehr kleinem Raume vierzig bis fünfzigtausend Menschen zusammengedrängt wohnten. Es ist das Chinesenviertel inmitten der Stadt. Welch' unangenehmer Dunst dringt aus den engen Gassen und Winkeln, wo oft im kleinen Hause Hunderte kampiren! Für San Francisco, die so enorm weit geplante Stadt, ein kaum faßlicher Mißstand!

Wehten nicht jahraus jahrein die starken Passatwinde über dasselbe hin, China hätte noch schlimmere Uebel mit seinem Ueberfluß an Menschen hier importiert, als es der Fall ist. — Allerdings trug die Masseneinwanderung der Chinesen mit dazu bei, das Land so rasch zu kultivieren: sie arbeiten mit Ausdauer und sind ansehnlich zu jeder Arbeit; auch wäre der Arbeitslohn ohne sie nicht zu erschwingender Höhe gestiegen. Doch je mehr sie sich anhäufen, je näher sie sich festsetzen, um so weniger wiegt der Vortheil, den sie Kalifornien gebracht, die großen Nachtheile auf, die sie mehr und mehr dem Lande bringen. Alles, was sie erwerben, schicken sie nach China, was sie verbrauchen, beziehen sie von dort. Sie bilden gleichsam einen für sich bestehenden Staat im Staate, und obwohl sie den bestehenden Gesetzen gehorchen sollen, umgehen sie dieselben möglichst. Sie führen ihre eigene Gerichtsbarkeit, was sie gesetzlich nicht dürfen, — sie verhängen Strafen, fällen selbst Todesurtheile, und kam es schon vor, daß statt eines dem Landesgesetze verfallenen Chinesen ein anderer im Chinesenviertel schon zum Tode verurtheilt untergeschoben und für diesen auch gehängt wurde. Eine Kontrolle über das so dicht bevölkerte Chinesenviertel ist schwer zu handhaben, zumal Niemand ihre Sprache versteht, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Begriffe von Recht und Unrecht andere sind. Staatlich werden sie sich hier nie assimilieren, nirgends, solange der Jopf ihnen Heiligkeit, China das himmlische Reich für sie ist — der alleinige Boden, dem sie angehören und dessen Despotismus sie verpflichtet, ihn allein als ihre wahre Heimat anzusehen.

Die Chinesen, die in Amerika Erwerb suchen, werden fast alle von Gesellschaften hierher speidirt, denen sie dafür Tribut zu zahlen haben, was streng kontrolliert wird. Haben sie genug erworben, was ihnen viel leichter als dem weißen Arbeiter fällt, der unmöglich so leben kann wie die mongolische Rasse, so kehren sie nach China zurück und werden zehnfach durch Reimportierte ersetzt. Selbst ihre Todten suchen sie der fremden Erde zu entführen. Die Sphen, die sich nur zu häufig in hellen Nächten auf dem chinesischen Begräbnißplatze abspielen, sind wahrhaft empörend und in sanitätlicher Hinsicht nicht zu verantworten. So bald Dieser oder Jener die Mittel dazu hat, läßt er die Leichen seiner Angehörigen wieder ausgraben. Dann wird unter banalen Ceremonien hyänenartig über die Leichen hergefallen, das halbverweste Fleisch im wahren Sinne des Wortes von den Knochen geschält und diese hierauf in Kisten verpackt, um sie als Brodt dem nächsten Schiffe für China mitzugeben. Das Schlimmste jedoch bei der Sache ist, daß das losgelöste Fleisch in einen der Stadt nahen Teich geworfen und sein Wasser dadurch vergiftet wird, was schon ganz direkte schlimme Folgen hatte, und ist es trotz seiner reinigenden Winde nicht zu entschuldigen, daß solches in der Nähe San Francisco vorgehen darf. Das Chinesenübel ist eben ein schwer zu belegendes, weil bereits viel zu groß geworden an der Pazifikküste. Die Arbeiterbewegung in San Francisco gipfelt in der Chinesenfrage. Ihre Ausrottung durch Feuer und Schwert, wie es die Agitatoren der Sozialisten predigen, klang jedoch dem einigermaßen verständigen Arbeiter zu grausam und ungerecht, zu unmöglich die Ausführung, um sich nicht ein weiteres Vorgehen in der Aufwieglung gegen das Bestehende überhaupt zu überlegen und die ruhige und sicherere Bahn des Erwerbs sehr fragwürdigen Aussichten und Verheißungen vorzuziehen. Auf dem Wege des Gesetzes wird jedenfalls erfolgreicher gegen die Masseneinwanderung der Chinesen angelämpft werden, als durch Brandlegung und blutige Exzesse.

Im nächsten Jahre an tritt in Kalifornien ein Geis in Kraft, das die Einwanderung derselben sehr beschränkt, und nimmt man allgemein an, daß dadurch der Zuzug aus Europa und dem Osten Amerikas, der seit mehreren Jahren bedeutend nachgelassen, wieder zunehmen werde. Auch das Monopolwesen wird reduziert werden und dadurch der enorme Landbesitz in den Händen der großen Kapitalisten zu Markte kommen und billiger zu haben sein als heither. Es ist noch so enorm viel des reichen Bodens un bebaut, daß da mehr Schätze zu heben sind als in den Goldminen, die, anfangs ziemlich ausgebeutet, mehr auf dem Papier als in Wirklichkeit noch bestehen und zu schwindelhafter Börsenspekulation geworden sind. — Boden und Klima sind hier so überaus günstig, Alles wächst und gedeiht in vorzüglicher Güte und Fülle, und ist es vor Allem der Wein- und Getreidebau, der Kalifornien eine große Zukunft verspricht. Was dem deutschen Einwanderer von besonderem Werthe ist, das immer tiefer in alle Verhältnisse des Landes eingreifende deutsche Element. Je mehr Emigranten aus Europa, hauptsächlich aus Deutschland, hierher kommen, um so nachhaltiger wird dem Chinesenübel gesteuert sein, um so entbehrlicher wird ihre Arbeit werden, und da sie kein Familienleben hier führen, ihre geringe Nachkommenschaft nicht sehr lebensfähig erscheint, muß ihre Zahl nothwendig sich rasch verringern, sobald nur noch eine gewisse Anzahl einwandern darf.

Der weibliche Theil der chinesischen Bevölkerung besteht mit wenig Ausnahmen aus der niedrigsten Sorte: sie ist gleichsam Gemeingut, geht von Hand zu Hand in beständigem Opiumtaumel. Bemerkte man einmal diese wackelnden Fleischklumpen mit den stupiden Gesichtern, so wendete sich das Auge gerne wieder von ihnen ab. Nur wenige der reicheren Chinesen haben Frauen, diese aber sieht man nie öffentlich; sie dürfen das Haus ihres Mannes nicht verlassen, und auch nur höchst selten zeigt sich eines ihrer Kinder, in Goldstickereien und bunte Seide gekleidet. Uebrigens an gewissen Tagen, wie an ihrem Neujahr, kann man leicht für eine Stunde Zutritt in die vornehmen chinesischen Häuser erhalten, wo man dann sehr höflich empfangen und mit chinesischen Delikatessen bewirthet wird.

Alles jedoch, was sich über der Erde in dem Chinesenviertel abspielt, soll licht und gut sein im Vergleich zu dem, was unter derselben sich zuträgt. Doch um das, was das Auge nicht leicht findet, kümmert sich der leichtlebige San Franciscoer nicht. Die unterirdische Stadt, die die gelben „Maulwürfe“ mit der ihnen eigenen Fähigkeit und Ausdauer gegraben und wohl noch daran arbeiten, ist den meisten Bewohnern San Francisco nicht einmal dem Namen nach bekannt, oder klingt nur wie eine Sage an ihr Ohr, der sie wenig Glauben schenken, und nur Einzelne interessieren sich so weit dafür, daß sie diesen geheimnißvollen Stadttheil im Schutze eines dort gefürchteten Polizeimannes betreten. Was ich darüber hörte, klang so seltsam, daß ich mich entschloß, diese unterirdische Chinesenstadt nächstens zu durchwandern.

Wir lenten von diesem düsteren Stadttheil mit seiner unschönen, fremdartigen Bevölkerung hinaus in die lichten Straßen der südlichen Ebene und von da an den Kai, wo sich am meisten die Weltbedeutung der Großstadt an der Pazifikküste zeigt.

Schiffe und Menschen aller Nationen drängen sich hier in geschäftlichem Wettlauf. Riefendampfer landen und fahren ab nach allen Himmelsgegenenden.

Wir fuhren Meile um Meile längs dieses Treibens und Lärmens hin bis zur Nordseite der Bai, wo bis jetzt nur kleinere Schiffe landen; doch wird hier eben eine Werfte weit in's Wasser hineingebaut bis zum Tiefgang für größere Fahrzeuge. Es ist verhältnismäßig stille in diesem Stadttheil, doch ganz prachtvoll die Ansicht der Bai. Um die scharfe Ecke, die hier die Anhöhen bilden, fahren alle Schiffe, die durch das „Golden Gate“ kommen, und unzählige Fischerboote wiegen sich, weißen Schwänen gleich, auf dem bläulichen Wassergetränk. Die Bai ist auf dieser Seite durch Inseln vielfältig unterbrochen und verhöht, und bilden die fernen Küstengebirge einen vielfarbigen Rahmen um das schöne, großartige Landschaftsbild.

## Ein Bergdorf im Winter.

(Bild S. 53.)

Berge und Thäler sind verschneit — eintönig grau liegt der Himmel darüber, und alle Tage sind so kurz und doch — so lange. Am stillsten aber ist das Leben im Gebirge zu solcher Zeit; hier ist es beinahe zum tiefen Koffhauseinschlaf geworden.

Wir sind in einem Dorfe Tyrols, die himmelshohen Berge sagen es uns und die Bauart des Hauses kann es nicht verleugnen. Es ist noch eines vom guten alten Schlage, mit dicken, riesigen Mauern, mit dem Stern über der Thür und dem heimlich trauten Erker. Im Sommer ist tolles Leben in den luftigen Räumen, da hört man so manchen Gast im Haussturz jubeliren — und jetzt ist es dde und nur wenige Menschen sitzen in der überheizten Stube vor dem eigenen Tische. Jedes Wort, das sie sprechen, wird gehört; es fällt beinahe lärmend ab von der todenhaften Ruhe — selbst das Bienen der Uhr erscheint geräuschvoll. In dieser stummen Gleichförmigkeit gibt es nur eine Unterbrechung — wenn gegen Abend der Postwagen kommt. Er allein bringt neue Nachrichten, er bringt neue Menschen, er ist der Glanzpunkt des Tages. Schon von Weitem sieht man ihn nahen, zuerst auf der gewundenen Straße, dann klimmt er den langen Berg heraus und endlich hält er fest. „Prerrr“ — sagen die Passagiere und schütteln die erstarrten Glieder, sie sind wie festgefroren auf ihrem Sitz und der Postillon muß sie herunterheben.

Nun wird's für wenige Minuten lebendig in der Stube, ein neues Scheit wird zugelegt und der dicke Ofen verklärt seine Gastfreundlichkeit mit feurigen Zungen. Auch ein Schoppen Wein oder Brantwein läßt nicht lange auf sich warten; man frägt und erwidert, man ist wieder unter Menschen und fühlt sich wohl und heimlich — wenn auch nur für wenige Augenblicke. Wie wohl thut eine solche Rast auf langer, mühsamer Winterfahrt!

Unterdesen sind die Pferde gefüttert, die Sperlinge, die über den Barrn hüpfen, theilen sich in die Reste. Man steigt wieder ein in den schmalen, frostigen Wagen, und abermals geht es dahin über die verschneiten Wege, wo nur die Spigen der Weilenzeiger sichtbar sind. Wer dem Wagen begegnet, blidt ihm neugierig nach, die Schellen der Pferde klingen; die Räder knarren vom Schnee, der sich in ihre Speichen gelegt hat.

Im Dorfe aber herrscht die alte Stille, die Tannen hüllen sich dichter ein, es ist, als ob sie ihr grünes Kleid zusammenfalten, um sich zum Schlafe zu rüsten. Obwohl es erst vier Uhr Nachmittags ist, fühlt man es doch, daß die Dämmerung naht, und daß die Nebel, die den Berg umkreisen, sich leise röthen. Der Tag geht auf die Kniee.

Der Maler dieses Bildes ist ein schlichter Thüringer, aber ein Künstler ersten Ranges. Die Bergdorf ist ein vortreffliches Genrebild, die winterliche Stimmung kommt ergreifend und höchst malerisch zum Ausdruck.

## Sinnsprüche.

Der Unwissende bleibt ewig unmündig. Der Weise ist schon klug in seiner Jugend.

Wer ist reich? Der sich begnügt mit seinem Theil.

Wer in seinem Besitze zurückgekommen, dessen Weisheit findet kein Gehör mehr.

## Der Dank des Landesherrn.

Historische Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert

von

Carl Julius.

(Nachdruck verboten.)

1.

Es war an einem Sonntage des Spätherbstes im Jahre 1761 und der siebenjährige Krieg dem Ausgange nahe. In der Schenke des schauenburgischen Dorfes Sülbach hatten sich nach althergebrachter Gewohnheit schon Nachmittags die erwachsenen Dorfbewohner zum Austausch ihrer Ansichten über den Stand der Dinge zusammengefunden, und dieser Austausch war um so lebhafter geworden, als gegen Abend drei sonnenverbrannte Reiter Ginkehr hielten und alsbald in allen möglichen lauderwälschen Sprachen zu lärmern anfangen. Sie waren auf gleiche Weise in einen schwarzen, roth eingefassten Wassenrock gekleidet, trugen gelbe Kollerhosen und lange schwarze Reiterstiefeln mit Sporen, eine Blecklappe mit Bärenfell auf dem Kopfe und schwere Pallasche an der Seite. Ihre Knebelbärte waren frisch gewischt, so daß die Spigen schnurgerade wegfielen, ihre Hände in große Stulphandschuhe ver steckt. Ueberhaupt bewies ihre ganze Haltung und ihr Auftreten eine gewisse militärische Etiketle, ohne jedoch jene verlebende rohe Arroganz hervorzuheben, die lange gedienten und im Kriege verwilderten Soldaten jener Zeit eigen war.

Nachdem die Ankömmlinge ihre Pferde abgezäumt und ihre Zunge durch einen kräftigen Trunk noch geschmeidiger gemacht hatten, als sie schon von Haus aus schien, stellten sie die Reugier der um sie Versammelten nicht länger auf harte Probe: mit offenem Munde vernahmen die Zuhörer, wie die Reiter, in denen sie Karabiniers des Grafen Wilhelm zu Lippe erkannt hatten, schon früher unter dem Kommando des Grafen großen Kriegsthaten ausgeführt, wie sie jetzt wieder den Soldatenrock desselben angezogen hätten, um gegen die Spanier in deren eigenem Lande zu kämpfen, wie dort in Spanien große Ehre und vor allen Dingen großer Reichtum zu holen sei; denn in Spanien habe das Gold und Silber noch keinen Werth, da die Spanier es in so großen Mengen aus Amerika holten, daß die ärmsten Leute mit silbernen und goldenen Schmucksachen behängt seien.

„Das wäre ein Leben für Dich, komm', thu' mir einmal Bescheid,“ wandte sich der eine der drei Karabiniers, ein etwas älterer, mit bereits ergrauendem Haupthaar, an den ihm zunächst stehenden Burschen; „thu' einmal einen herzhaften Zug,“ mahnte er abermals, als er sich erhob und dem Angeredeten den Steinkrug mit überschäumendem Bier in der erhobenen Hand hinstreckte.

Der Bursche, dem diese Ehre zugebacht war, nickte kurz, that einen Schluck von dem Getränk und reichte sodann den Krug mit gefälligem Griff und einem kräftigen „Wohl bekomms!“ in die Hand des Karabiniers zurück.

„Hast Du nicht Lust zum Waffenhandwerk, keinen Sinn für Ehre und Reichtum, den Du Dir im Kriege so leicht erwerben kannst? Nach Deiner Größe und Gestalt mußt Du die Kraft und Gelentigkeit eines Löwen haben — es wäre schade, wenn Du diese Gaben hinter Pflug und Egge verzettetest, anstatt draußen in weiter Welt ein lustig Soldatenleben zu führen, ein Leben, wie es kein freieres gibt auf dieser Erde.“

Der Bursche schüttelte abwehrend den Kopf.

„Spart Euch die Worte, Wachtmeister. Es suchte schon Mancher draußen die Henne mit goldenen Eiern und kam wieder wie ein vom Fuchs gerupfter Hahn, froh, wenn er noch so weit seine Glieder brauchen konnte, um sich das Nothwendigste zum Unterhalt zu verdienen.“

Er sagte es mit erhobenem Haupte und offenem Blid. Der Karabinier, dem die Anrede „Wachtmeister“ — er war nur Unteroffizier — offenbar besser behagt hatte, als der Widerspruch des Burschen, antwortete nicht, sondern strich achselzuckend seinen Schnurrbart, griff in die Tasche, warf mehrere Gold- und Silberstücke auf den Tisch und stimmte mit drohnendem Baf ein Soldatenlied an.

„Laß doch das, Christopher,“ unterbrach ihn sein gegenüber sitzender Kamerad, „Du weißt ja, daß der Löwe das Geschrei eines Hahnes nicht vertragen kann, und ich möchte mir den jämmerlichen Anblick sparen, daß ein Löwe Reißaus nimmt.“

Der Bursch, der allerdings im Begriff gewesen war, nach seiner Antwort auf die Anrede des Unteroffiziers die Gaststube zu verlassen, lehrte in der Thür um und sagte:

„Da Ihr in der Habel so gut beschlagen seid, so werdet Ihr ja auch wohl wissen, was der Löwe sagte, als ihm der Esel übel nachgeredet hatte?“

„Heho, Ihr seid groß,“ meinte der Unteroffizier, während sein Kamerad, firschbraun vor Zorn im Gesicht, sich hinter dem Tische erhob und auf den Burschen einsprang, der den Angriff ruhig erwartete.

„Bleibt mir vom Leibe, Karabinier,“ mahnte er; aber schon führte dieser einen Faustschlag nach dem kühnen Burschen, der jedem Andern schlecht bekommen wäre, den dieser aber mit seiner linken Hand abhing, um mit der rechten im nächsten Augenblick den Angreifer am Kragen zu packen und mit wahrhaft herkulischer Kraft wie eine Puppe in die Höhe zu heben.



„Gebt Frieden, Karabinier: Ihr seht, ich bin Euch überlegen und fürchte mich nicht vor Euch,“ und damit ließ er den mit Händen und Füßen um sich Schlagenden zur Erde nieder, während nun auch der Unteroffizier, der dem Unterbrecher seines Gefanges die Lektion im Stillen nicht mißgönnt hatte, aufgestanden war und eifrig zum Guten rief.

Und der jähzornige Karabinier ließ sich denn auch besänftigen, als der Bursche ihm die Hand zum Einschlagen mit den Worten bot:

„Laßt uns den Streit vergessen: ich war durch Eure Spöttelerei herausgefordert, nehmt mir deshalb meine Worte nicht übel; auch ich werde Euch den gutgemeinten Faustschlag nicht nachtragen.“

Dem Karabinier boten diese Worte eine willkommene Gelegenheit zum prahlerischen Rückzuge.

„Dank Eurer Gewandtheit, auf die ich nicht gerechnet hatte, sonst wäre Euch meine Antwort auf Eure Frage schlecht bekommen,“ für welche Renommisterei sich der Bursche insgeheim dadurch rächte, daß er die eingeschlagene Hand des Karabiniers so herzhast drückte, daß dieser nur mit Mühe vermeiden konnte, sich durch einen Schmerzensruf eine neue Blöße zu geben.

Aber auch diese neue kleine Kränkung war schnell vergessen, als der Bursche die Krüge auf's Frische füllen ließ und mit den Karabiniers auf ein fröhliches Soldatenleben trank.

Die Zungen wurden immer gesprächiger und die Köpfe erregter, und nachdem erst der gefangene Unteroffizier den Anfang mit einem kleinen Soldatenliedchen gemacht hatte, jagte ein Lied das andere; es war zu jener Zeit nicht anders wie heute, wo man noch tagtäglich die ansteckende Wirkung des Singens und Redens beobachten kann.

Noch lange bevor die lustige Erregtheit ihren Höhepunkt erreichte, hatte der Bursche sich unbemerkt aus dem Zimmer entfernt



Die Zuckersfabrikation auf Cuba. Das Einkochen des Zuckers.

und das Wirthshaus verlassen. Er ging die Straße entlang, dem Ausgange des Dorfes zu, und haben wir auf diesem Wege Zeit, uns mit ihm bekannter zu machen.

Er war von außergewöhnlicher Größe, wie er denn den Karabinierunteroffizier, der auch über Mittelgröße hinaus war, um ein Bedeutendes überragte. Seine sonst schlanke Gestalt verricht durch ihre ebenen Bewegungen, daß der Bursche von Haus aus gewandt war. Er trug sein flachblondes Haar nach der Sitte seiner Gegend ziemlich lang und in der Mitte gescheitelt. Seine Kleidung bestand in einem Wamms von dunklem Wollstoff, gleichfarbigen, unter dem Knie durch eine Schnalle zusammengehaltenen kurzen Hosen und dunkelblauen Strümpfen; seine Füße steckten in niedrigen Schuhen. Auch sein Name kann verrathen werden; er lautete prosaisch: Heinrich Wöbbling. Als zweiter Sohn eines bereits verstorbenen wohlhabenden Bauern war er nach dem damaligen Rechte seiner Gegend, das dem ältesten Sohne allein das ganze Erbe zusprach, genöthigt, sich seinen Unterhalt in abhängiger Stellung zu suchen. Er war nach dem vor zwei Jahren erfolgten Tode seines Vaters bei seinem älteren Bruder geblieben und stand jetzt im zwanzigsten Lebensjahre bei seiner außergewöhnlichen Kraft mit seltener Arbeitslust besetzt und von großer Gutmüthigkeit und Gefälligkeit, war er seinem Bruder ebenso unentbehrlich, wie er überall geschätzt und beliebt war.

Der Bursche verfolgte seinen Weg bis ziemlich an's Ende des Dorfes; vor einem großen Bauernhause hielt er an, um zu lauschen. Vom Kirchthurm schlug es neun Uhr, sein Laut regte sich; was nicht im Wirthshause saß, hatte sich, um früh wieder aufzustehen, zur Ruhe begeben. Der rechten Seite des Hauses zog sich ein Garten entlang, in welchen man von einer Nebenstraße aus durch eine Thür gelangte. Die Thür war nur eingeklinkt und öffnete sich leicht unter dem Druck der Hand. Behutsam schob der Eingetretene die Thür wieder an und ahmte



Die Zuckersfabrikation auf Cuba. Das Walzen des Zuckerrohrs. (S. 55.)





Ein Wirthshaus in Türol. Nach einem Gemälde von Heinrich Hüfer. (S. 51.)



dann den Ruf eines Käuzchens läuschend nach; wenige Augenblicke später öffnete sich eine kleine Thür an der Seite des Hauses, und heraus schlüpfte ein Mädchen, das von dem Burschen in den Armen aufgefangen und nach einem herzhaften Kuß zu einer Holzbank, die an der Hauswand unter einem Hollunderbaum stand, geführt wurde.

Hier ließen sich die Liebenden — denn mit solchen haben wir es zu thun — nieder, um im Austausch ihrer Liebesflosungen und Zärtlichkeiten die Sorgen des Lebens, die auch ihnen trotz ihrer Jugend schon genahet waren, zu vergessen.

Sie gedachten in den ersten Augenblicken ihres Beisammenseins nicht der Leiden der Vergangenheit, nicht der Widerwärtigkeiten der Zukunft, die Gegenwart bot ihnen den freudvollen Becher der Liebe; sie genossen ihn, ohne sich zu verausachen.

„Hat sich Deines Vaters Sinn geändert, oder ist er harttherzig wie zuvor?“

Es mußte ein wunder Punkt sein, an welchen der Bursche mit seiner Frage gestoßen hatte: ein Thränenstrom schoß aus den Augen des Mädchens und heftiges Schluchzen erschütterte ihren Körper. Vergebens bemühte sich ihr Liebhaber, sie zu beruhigen, der verhaltene Schmerz mußte sich ausströmen, und erst nach einer Weile, als der erste Ausbruch vorüber war, erfuhr der Bursche, daß ihr Vater sie gestern wieder angegangen habe, nach seinem Willen den Müller Schäfer zu heirathen, einen Mann, der allerdings reich war, aber in dem gerechtfertigten Rufe eines rohen Wüßlings stand.

Von Neuem brach das Mädchen in heftiges Weinen aus, als sie die wenigen Worte unter Schluchzen hervorgebracht hatte.

Der Bursche ballte die Fäuste.

„Nimmermehr gebe ich zu, daß dieser Mensch seine Hände nach Dir ausstreckt. — Weine nicht mehr, liebe Annemarie; ich werde Alles aufbieten, um uns den Weg zu ebnen. Bleibe mir gut; ich fühle die Kraft in mir, mit aller Welt den Kampf um Deinen Besitz aufzunehmen!“

Und Annemarie beruhigte sich unter den Liebesflosungen des Burschen: sie fühlte sich sicher in seinem starken Arm und vergaß ihrer Leiden über dem traulichen Geplauder, das den Austausch der Gedanken vermittelte. Dann plötzlich wurde sie wieder ernst:

„Es drückt mich, daß wir so heimlich und verstoßen handeln; mir ist jedesmal so ängstlich um's Herz, als ob ich eine große Sünde begehe, wenn ich Abends spät hinter dem Rücken meines Vaters hier mit Dir zusammentreffe. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, als ob diese Heimlichkeit sich rächen würde.“

„Ängstige Dich nicht; eine Sünde kann es nicht sein, daß wir uns lieb haben, das fühle ich; und wer sollte uns verrathen, wo uns Niemand sieht als der Höchste, dem nichts verborgen bleibt?“

„Ich fürchte nur immer, daß der Vater Argwohn schöpft und uns aufpaßt — und einmal, ob früher oder später, muß er unser Verhältniß ja doch erfahren. Was hält Dich denn ab, offen vor den Vater hinzutreten?“

Der Bursche blickte einen Augenblick schweigend vor sich hin, dann erwiderte er mit befangener Stimme:

„Was mich abhält, fragst Du? Doch Du bist unerfahren und kennst die Welt nicht: mich hält ab, daß ich der jüngere Sohn eines wohlhabenden Vaters bin, der froh sein muß, wenn ihn der ältere Bruder nicht als Knecht behandelt, während Du als einziges Kind ein großes Erbe zu erben hast; das ist für Deinen Vater Grund genug, mir Deine Hand zu versagen. Und doch hast Du Recht: was hilft die Heimlichkeit? Ueber früh oder spät erfährt er es doch. — Am nächsten Sonntage trete ich vor ihn hin und frage ihn, ob er Dich mir zum Weibe geben will.“

„Hinterlistiger Verführer!“ fiel hier eine raube Stimme ein und ein dunkler Gegenstand fuhr drohend auf den Kopf des Ueberraschten herab.

„Um Gottes willen, Vater!“ schrie das Mädchen auf und fiel dem Angreifer in die Arme: zu spät. Mit dumpfem Schlag traf der schwere Knüttel, den der wüthende Bauer geschwungen hatte, das schutzlose Haupt des nichtsahnenden Burschen und warf ihn sofort zu Boden.

„Vater, was habt Ihr gethan!“ rief das geängstete Mädchen und wollte sich zu dem Zusammengefallenen niederbeugen; aber dieselbe gewaltthätige Faust, die eben so unbarmherzig den vernichtenden Schlag geführt hatte, riß Annemarie zurück, und sie hörte, schon halb ohnmächtig vor Schreck und Angst, nur noch wie im Traum die heftigen Worte: „Keinen Laut weiter; marsch, hinein in's Haus!“ dann brach sie betäubt zusammen.

Einen Augenblick lauschte der Schuldige; dann beugte er sich zu dem Geschlagenen nieder und horchte auf die Athemzüge desselben. Diese mußten ihn wohl beruhigen, denn nachdem er noch den wunden Kopf des Getroffenen in die Höhe gerichtet und an das Kliederstrauchwerk angelehnt hatte, nahm er seine ohnmächtige Tochter auf den Arm und verschwand durch die Nebenthür im Hause.

Andern Tages verbreitete sich das Gerücht in Sülzbach, daß Heinrich Wöbbling seit seinem Weggange aus dem Wirthshause am Abend zuvor spurlos verschwunden und daß ihm wahrscheinlich ein Leid zugefügt sei. Der Ältere Bruder des Verschwundenen zuckte neugierigen Frägers gegenüber die Achseln mit der Erklärung, daß er keine Auskunft geben könne, und daß sich der Gesuchte wohl wieder einfänden werde.

Auch die alte Lisbeth, die Botenfrau des Dorfes, die sonst in alle Geheimnisse eingeweiht war, schwieg gegen ihre Natur während der ersten Wochen hartnäckig. Sie wußte warum: hatte sie doch, am frühesten Morgen nach gepöcht, von Heinrich Wöbbling einen harten Dichtbaler mit des Landesherrn Bildniß erhalten und dagegen in die Hand des Gebers geloben müssen, der Annemarie einen sorgfältig eingeschlagenen Brief zuzustellen, aber sonst Niemand davon zu erzählen, daß und in welchem Zustande sie den Burschen gesehen.

Erst nach einigen Wochen, als die Erinnerung an den Dichtbaler mit dessen Herausgabe bei der Lisbeth abgeschwächt war, erzählte ein Dorfbewohner dem andern, wie Heinrich Wöbbling am frühesten Morgen mit blutigem Gesicht durch das Dorf nach der Landstraße zu gegangen sei; abergläubische Weiber behaupteten, daß sie die Erscheinung beim Wasserholen am frühen Morgen auch gesehen hätten, daß sie ihnen aber einen unnatürlichen und geisterhaften Eindruck gemacht habe.

Nach weiterem Verlauf einiger Wochen dachte an Heinrich Wöbbling nur noch ein Wesen: es war ein junges Mädchen, welches alltäglich, so oft es in seiner einsamen Kammer sich befand, unter ihrem Brusttuch hervor und aus einem zerfetzten Umschlag einen augenscheinlich schon unzählige Male gelesenen Brief entnahm und unter Thränen wieder las und küßte.

## 2.

Die Festung Santarem am Tajo, nur wenige Meilen von Lissabon entfernt, war im Jahre 1762 der Aufbewahrungsort der sämtlichen Vorräthe für die portugiesische Armee. Sie deckte ein großes Defilé auf beiden Ufern des Tajostrusses und war sonach für die Entscheidung des zwischen Portugal und Spanien entbrannten Krieges von hoher Bedeutung. Unfähig, mit dem unter seinem Oberbefehle stehenden Heere, das aus 6000 englischen Soldaten und 9000 durch lockere Disziplin zusammengehaltenen Portugiesen bestand, den Spaniern, die mit 35.000 Mann in Portugal eingefallen waren, in offener Schlacht die Spitze zu bieten, hatte der Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe nach seiner im Frühjahr 1762 erfolgten Ankunft in Portugal für gut befunden, sich von der Grenze des Reiches, wo er sich dem Einfall der Spanier entgegengekehrt hatte, am Tajo entlang zurückzuziehen. Hinter der Festung Santarem verschanzte er sich mit seiner Armee, ließ jedoch die Festung, um der portugiesischen Armee wenigstens die darin aufbewahrten Vorräthe zu retten, mit einer minimalen Besatzung auf freien Abzug mit allem Vorrath kapitulieren und stand jetzt, da er an Santarem keine Stütze mehr hatte, seit zwei Tagen in der Befürchtung, von der spanischen Uebermacht im Lager angegriffen und bei der unthätigen Verschaffenheit des portugiesischen Bestandtheiles seines Heeres zersprengt zu werden.

Ihm gegenüber befehligte der spanische General Graf Aranda: die spanischen Truppen waren im Verhältniß zu den portugiesischen wohl organisiert, insbesondere durch ein gutes französisches Korps als Kern gestützt. Nichtsdestoweniger war bis jetzt ein Angriff der Spanier auf das verschanzte Lager der allirten Armee des Grafen nicht erfolgt, auch eingezogenen Erkundigungen zufolge in den nächsten Tagen noch nicht beabsichtigt, sei es, daß Graf Aranda die Wachsamkeit seines Gegners einzuschläfern hoffte, sei es, daß er erwartete, Graf Wilhelm werde die Tollkühnheit haben, selbst zu einem Angriff überzugehen und sich der Vernichtung preiszugeben; vielleicht auch hatte er den Wunsch, durch Verhandlungen den deutschen Grafen zur Uebergabe zu bewegen. So beschränkten sich die Feindseligkeiten auf kleine Plänkereien der Vorposten und Streifmannschaften.

Zum Vorposten- und Streifdienst pflegte der Graf Wilhelm seine Karabiniers, deren Zuverlässigkeit er erprobt hatte, zu verwenden. So finden wir denn auch am zweiten Tage nach der Uebergabe Santarems zwei Karabiniers auf einem Waldwege zwischen dem portugiesischen Lager und dem nördlich davon sich erstreckenden Gebirgszuge. Der eine derselben ist uns bekannt: es ist Heinrich Wöbbling, der nach jener Nacht, in welcher ihn der Vater der Annemarie niederschlug, nach Budeburg marschirt und in die kleine, ausgewählte Schaar der Karabiniers, die den Grafen von Lippe nach Spanien begleiteten, eingereiht war. Seine an Größe hervorragende Gestalt, sein ganzes Auftreten, seine Eigenschaft als Landestind und vor Allem seine ansehnliche Geschicklichkeit hatten in kurzer Zeit den aufmerksamen Blick des Grafen auf sich gezogen, und Wöbbling zählte in Folge dessen zu den wenigen vom Grafen mit solchen besonderen Aufträgen Beehrten, welche er niemals einem Portugiesen und von seinen eigenen Soldaten nur den erprobten anvertraute.

Wöbbling und sein Begleiter waren auf Streife gewesen und im Begriff, zum Lager zurückzukehren. Ihre Eisenkappen mit Bärenfell hatten sie im schattigen Walde abgenommen und liegen bei langsamem Schritt ihrer Pferde den kühlenden Luftzug mit Wohlbehagen um ihre heiße Stirn ziehen. Das bisher zwischen ihnen leise und auch nur abgebrochen geführte Gespräch war ganz verstummt und Jeder seinen Gedanken überlassen.

Wöbbling's Gedanken waren weit geflogen: er dachte an Annemarie, an ihre gestörte letzte Zusammenkunft, an seinen heimlichen Fortgang; er malte sich aus, wie er Annemarie einst werde heimführen können, wenn der Krieg ihn

nicht als Opfer fordere, wenn er etwas Glück habe und wenn Annemarie ihm treu bleiben würde. Bei diesem Gedanken wurde es ihm schwül; ein banges Gefühl beengte augenblicklich seine Brust, er athmete schwer, als wenn er zu ersticken in Gefahr sei, und nur der feste Vorsatz, diesen Gedanken als ganz ungerechtfertigt abzuweisen, ließ ihn wieder ruhiger werden.

Hatte er geseufzt oder dächte es ihm nur so? Er blickte verstohlen auf seinen Kameraden, aber dieser träumte offenbar vor sich hin und sah nicht aus, als ob er auf die Empfindungen Wöbbling's besonders Obacht geben oder die Aeußerungen der Empfindungen wohl gar zu deuten versuchen würde.

So ließ denn der liebende Karabinier seinen sehnlichen Gedanken wiederum freien Lauf, und hin eilten sie über Berg, Meer und Thal, bis sie die Verbindung zwischen Annemarie und ihrem Liebsten in der Ferne herstellten hatten: sie tummelten sich bunt durcheinander, bald lustige, bald ernste Bilder erzeugend, und wenn es wahr ist, daß man durch stetiges Gedanken an Jemand mit diesem in seelische Verbindung treten, ihm Gedanken mittheilen kann, so mußte Annemarie deutlich merken, wie Heinrich Wöbbling's Gedanken stets sagten: „Ich liebe Dich!“

In dieser stillen Unterhaltung wurde Wöbbling nicht minder aufgestört, wie sein Kamerad vom Einschlafen abgehalten: sie hörten vor sich einen Schrei, der ängstlich wie ein Hilferuf klang; sie lauschten — herch', da noch ein Ruf, und ohne sich lange zu besinnen, waren sie im Einverständnis der Eine rechts, der Andere links vom Wege abgelenkt und trabten nun mit spähenden Augen und lauschenden Ohren auf dem weichen Waldboden eine kurze Strecke vorwärts, um dann in entgegengesetzter Richtung den Wald zu durchsuchen.

Wenige Augenblicke erst hatte Wöbbling geforscht, da hörte er in nächster Nähe eine drohende Stimme, dem eine weibliche in entschlossenem Tone antwortete; er ritt darauf zu und kam gerade rechtzeitig, um ein Mädchen vor den Mißhandlungen eines häßlichen Mannes zu sichern. Weber das Mädchen noch der Angreifer hatten das Nahen des Karabiniers eher bemerkt, als bis der Letztere mit einem starken Griff die Streitenden trennte. Der Angreifer zuckte, über die Störung wüthend, ein Messer, aber die Pistole, die sich ihm sofort in der Hand des Karabiniers entgegenstreckte, belehrte ihn, daß es besser sei, der Uebermacht zu weichen. Er that es jedoch nicht, ohne vorher dem Sieger noch mit der geballten Faust gedroht und einige böse Schimpfreden ausgestoßen zu haben. Im nächsten Augenblicke war er im Walde verschwunden.

Das Mädchen war indessen auf die Kniee niedergefallen und breitete ihre Arme gegen ihren Befreier aus, der in seiner gutmüthigen Unbeholfenheit nicht recht wußte, wie er sich jetzt, wo er keinen Gegner mehr vor sich sah, benehmen sollte. Doch mußte ihm wohl eine Erinnerung aus alten Märchenbüchern eingefallen sein: er stieg vom Pferde ab und bot gnädig, wie ein siegreicher Held der befreiten Prinzessin, dem vor ihm knieenden braunen Mädchen die Hand, um sie aufzuheben, erschraf aber nicht wenig, als diese die dargebotene Hand mit beiden Händen ergriff und küßte.

„Nicht doch!“ wollte der Karabinier diese ungewohnten Dankbarkeitsbezeugungen abwehren, aber vergeblich; er mußte sich die Liebesflosungen gefallen lassen, es blieb ihm nichts Anderes übrig, als mit Geduld das Ende derselben abzuwarten und zu dem Wortschwall, mit welchem ihn der Mund der Dankbaren überschüttete, verständnißvoll mit dem Kopfe zu nicken.

Er hatte durch den mehrmonatlichen Verkehr mit portugiesischen Kameraden wohl so viel gelernt, um aus den Worten der vor ihm Knieenden zu entnehmen, daß sie Terefita heiße, eine alte Mutter besitze, daß der böse Spanier, der schon lange hier umherlaufe, ihr aufgelauert habe, daß sie aber durch die Gnade des hohen Herrn, dem sie ewig Dank wissen werde, gerettet sei, — aber seine Kenntnisse der portugiesischen Sprache dächten dem Karabinier nicht so fern, um eine Antwort wagen zu können. Er sah deshalb stumm auf das kleine schlankes Mädchen mit den dunklen Augen und den kirchrothen Lippen vor ihm und begnügte sich in seiner Ungelenkigkeit, ihr mit seiner breiten Hand über das glänzend schwarze Haar zu streicheln.

Wer weiß, wie lange diese Verlegenheitsszene noch gedauert haben würde, hätte nicht der andere Karabinier auf der Suche nach seinem Kameraden Wöbbling diesen in dem sonderbaren Gegenüber mit der kleinen Portugiesin angetroffen.

Erröthend, wie ein über dem Naschen ertappter Schulknabe, zog der Karabinier hastig seine Hand aus den kleinen zarten Fesseln und sah im nächsten Augenblick zu Pferde. Aber sein kleiner Schützling war nicht Willens, ihn so ohne Gruß abreiten zu lassen; sie ergriff ohne Weiteres mit geschickter Hand die Zügel des Pferdes und verständigte sich, mit dem ausgestreckten Arm die Richtung andeutend, daß ihr Retter unfehlbar erst ihre kleine Hütte kennen lernen müsse.

Wöbbling mußte wohl oder übel nachgeben, und von der kleinen braunen Dirne geleitet, von dem kopfschüttelnden Kameraden gefolgt, sah er sich bald vor einem niedlichen kleinen Häuschen am Waldsaume, das, vorn von einem zierlichen Gärthchen umgeben, mit einigen kleinen Feldern im Hintergrunde auf das empfängliche Herz des Karabiniers einen bleibenden freundlichen Eindruck machte.



Ihre Mutter sei nicht daheim, erklärte das Mädchen, wenn aber der hohe Herr die Gnade haben wolle, sie noch einmal zu besuchen, so werde das ihrem Häuschen zur größten Ehre gereichen. Auf Terecita's Dankbarkeit aber könne er stets bauen.

Der Karabinier hatte endlich seine Besorgnis, durch Abweisung der Dankesbezeugungen des Mädchens dieses zu verletzen, so weit überwunden, daß er seinen Wunsch, möglichst bald zum portugiesischen Lager zurückzukehren, in leidlich verständlicher Weise kundgab; nachdem ihn Terecita bedauert hatte, daß der schmale Weg, der von ihrem Häuschen aus durch den Wald führe, ihn auf die Straße bringen werde, von wo er das Lager sehen könne, nahm sie mit dankbarem Blick Abschied.

Die beiden Karabiniers trauten den ihnen angewiesenen Weg, während Terecita ihnen bis zur nächsten Waldbiegung, wo sie verschwanden, nachsah; Wöbbling war schwermütig und antwortete auf die neugierigen Fragen seines Kameraden nur ungern, so daß dieser endlich den Versuch, jenen geschwätziger zu machen, aufgab.

Wöbbling's Gedanken waren durch den Zwischenfall mit Terecita von Neuem angeregt; aber glaube man nicht, daß diese darin eine Rolle gespielt hätte: das biedere Herz dachte nur an die Annemarie, an die Unannehmlichkeiten, denen sie bei dem strengen Charakter ihres Vaters ausgesetzt sein mußte, an die Möglichkeit, daß auch sie von den Angriffen eines widerwärtigen Menschen belästigt werden könnte — möchte doch dann ein Anderer seiner Annemarie helfen, wie er heute der ihm fremden Terecita geholfen!

Ueber solchen Gedanken hatte Wöbbling wenig darauf geachtet, daß der Weg anfangs, beschwerlich zu werden; er führte über Gerölle bergab durch eine Schlucht und zwischen Felswänden hin, die bald nahe zusammenrückten, bald sich auf beiden Seiten bis auf eine Entfernung von hundert Schritt erweiterten.

„Gib Acht auf den Weg!“ rief mahnend Wöbbling's Kamerad, und kaum waren diese Worte heraus, da straukelte das Pferd des Angerufenen — zum Glück — denn im selben Augenblick krachte ein Schuß auf der Höhe der Felswand zur rechten Hand, eine Kugel pfliff an dem Karabinier vorbei und flog klatschend und splitternd in den nächsten Baum.

„Canaille!“ rief Wöbbling, damit bemüht, sein beunruhigtes Pferd zu besänftigen. „Siehst Du dort oben die weiße Wolke?“

Sein Kamerad, der, wie einen Angriff erwartend, seinen Karabinier schußfertig in der Hand hielt, folgte der ange deuteten Richtung nach der Höhe des Felsens, wo der Pulverdampf zwischen dem Laube des Gebüsches in durchsichtigen Wölkchen verslog.

„Das war Niemand als der spanische Kerl, dessen Angriffe auf die kleine Portugiesin ich vorhin abgewehrt habe,“ meinte Wöbbling und machte Anstalten, abzustei gen und einen Weg auf die Höhe zu suchen. Aber sein Kamerad rief ihm abmahnend zu:

„Laß uns eilen, daß wir aus diesem verfluchten Hohlwege kommen, ehe uns noch eine Kugel auf den Pelz gebrannt wird,“ und Wöbbling gab ihm nach, wenn er auch meinte, daß sie heute vor einem wiederholten Angriff bei der vermuthlichen Feigheit des hinterlistigen Spaniers sicher sein würden.

Nach wenigen Minuten gelangten die Karabiniers auf einen freien Platz am Ausgang des Waldes; von wo sie das verschanzte Lager in voller Ausdehnung vor sich liegen sahen.

Am Abend beim Wachfeuer wurde der Begleiter Wöbbling's nicht müde, den theils andächtig, theils ungläubig lauschenden Kameraden von den Abenteuern zu erzählen, die ihm und Wöbbling auf ihrer heutigen Fahrt zugefallen; er benützte dabei die offenbare Theilnahmlosigkeit Wöbbling's, um sowohl die Ehre der Befreiung der jungen Dame — wie der Erzähler die braune Terecita respektvoll nannte — aus den Händen einer Räuberbande für sich in Anspruch zu nehmen, als auch — und hiebei strich der Karabinier wohlgefällig seinen Schnurrbart — mit dem reizenden Lohne zu prahlen, den ihm die Dankbarkeit der Dame habe zu Theil werden lassen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Zuckersfabrikation auf Cuba.

II.

(Bilder S. 52.)

Wir vervollständigen unsern Artikel, welcher die Gewinnung des Zuckers auf Cuba behandelt, hier durch die Abbildung der Zuckerröhrenwalze, wie solche auf Cuba gebräuchlich, und durch die Darstellung der Einledefessel. Die Zuckerröhrenwalze, welche durch Dampfmaschine, Wasser, Maulthiere in Bewegung gesetzt wird, hat den Zweck, das zerleinerte, gebrochene Rohr auszuquetschen, wobei der Zuckersaft herausfließt und das Rohr unten durchfällt als Holzsplitter, ein auf Cuba gesuchtes Brennmaterial. Die Walzen bestehen aus geriffeltem Gußeisen, sind gewöhnlich drei bis vier Fuß lang und haben zwei bis drei Fuß Durchmesser. Unter dem Quetschwerk ist ein schräg liegendes, mit Blei überzogenes Brett, das den abtropfenden Zuckersaft aufnimmt und in den Sammelbehälter führt. Dieser Saft ist wenig haltbar, nach wenigen Minuten schon würde er in Gährung übergehen, deshalb wird er schnell mit Kalk versetzt, der die Säure einschluckt und die Schleimkörper an sich zieht und mit sich zu Boden führt; der so gereinigte, mehrmals filtrirte Zuckersaft kommt dann sogleich

in die Eindampfstelle. Unsere Illustration zeigt, wie der eingedampfte Zuckersaft, der jetzt die Farbe vom Madeira wein hat, von Negern in Blechgefäßen aufgefassen wird, wo er bei der Abkühlung zu jenem gelben Zucker erstarrt, der bei uns als indischer Farinzucker bekannt ist. Die gelbe Färbung bekommt er von dem unkrystallisirbaren Zusatz von Syrup, den er noch enthält.

Früher kam gar kein anderer als solcher Zucker aus Westindien nach Europa, jetzt jedoch raffinirt man den Zucker auch schon dort, das Hauptquantum des bei uns eingeführten Rohrzuckers aber kommt in dieser Gestalt von jenen heißen Gegenden zu uns.

Unser größeres Bild zeigt die Rohrquetschmühle in emfiger Thätigkeit und die Neger eifrigst beschäftigt, das Rohr gut zwischen die Walzen zu bringen, das Herausfallende zu sammeln und noch einmal hinaufzuschütten; — das andere Bild, wie oben erwähnt, die Fortbeförderung des eingedampften Saftes zur Abkühlung und Krystallisation, gleichfalls durch eine große Zahl von Negern, da diese Arbeitskraft auf Cuba immer noch etwas billiger als aus Europa oder Amerika eingeführte Maschinen sind.

## Das Märchen vom falschen Prinzen.

I.

(Bild S. 56.)

Es war einmal ein ehrlicher Schneidergeselle Namens Labalan, der bei einem geschickten Meister in Alexandria sein Handwerk lernte. Labalan war recht geschickt, zeitweise auch sehr fleißig, er hatte jedoch eine seltsame Manier, manchmal halbstundenlang vor sich hin zu trauern, und seine Mitgesellen sagten dann: „Labalan hat wieder sein vornehmer Gesicht.“ Das Wort „vornehm“ schmeichelte ihm und er gab sich Mühe, wenn er sich unbeobachtet glaubte, in vornehmen Geberden sich zu üben, und die Gesellen, welche das schließlich merkten, nannten ihn den „Prinzen“. So trieb es der ehrliche Schneidergeselle Labalan geraume Zeit, und weil er sonst ordentlich und auch im Ganzen fleißig war, duldete ihn der Meister. Eines Tages schiedte Selim, der Bruder des Sultans, ein Festkleid zu dem Meister, um Einiges verändern zu lassen. Labalan sah das prachtvolle Gewand wie verzaubert an, und als es Abend wurde und die Werkstatt leer war, konnte er sich nicht mehr beherrschen, er eilte zurück und probirte das Kleid an. Er fand, daß es ihm prächtig stand, und sagte sich: „Wer könnte jetzt wissen, ob ich nicht ein Prinz bin?“ Das prachtvolle Kleid hatte es ihm angethan, er glaubte, eine glückliche Fee habe es ihm geschickt, er fühlte seine geringe Baarschaft zu sich und schlich, begünstigt von dem Dunkel der Nacht, aus Alexandrias Thoren.

Der neue Prinz erregte überall auf seiner Wanderschaft Bewunderung, denn das prachtvolle Kleid und sein ernstes, majestätisches Wesen wollten gar nicht passen für einen Fußgänger. Wenn man ihn darüber befragte, pflegte er mit geheimnißvoller Miene zu antworten, daß das seine eigenen Ursachen habe. Als er aber merkte, daß er sich durch seine Fußwandlungen lächerlich mache, kaufte er um geringen Preis ein altes Roß, welches sehr für ihn paßte, da es ihn mit seiner gekrümmten Ruhe und Sanftmuth nie in Verlegenheit brachte, sich als geschickter Reiter zeigen zu müssen, was gar nicht seine Sache war.

Eines Tages, als er Schritt vor Schritt auf seinem Murva, so hatte er sein Roß genannt, seine Straße zog, schloß sich ein Reiter an ihn an und bat ihn, in seiner Gesellschaft reiten zu dürfen, weil ihm der Weg viel kürzer werde im Gespräch mit einem Andern. Der Reiter sagte, er heiße Omar, sei der Reife Elfi Bey's, des unglücklichen Bassa von Kairo, und reise nun umher, um einen Auftrag, den ihm sein Oheim auf dem Sterbebette erteilt habe, auszurichten. Labalan ließ sich nicht so offenhertzig über seine Verhältnisse aus, er gab ihm zu verstehen, daß er von hoher Abkunft sei und zu seinem Vergnügen reise.

Die beiden jungen Herren fanden Gefallen an einander und zogen süder. Am zweiten Tage ihrer gemeinschaftlichen Reise fragte Labalan seinen Gefährten Omar nach den Aufträgen, die er zu befehlen habe, und erfuhr zu seinem Erstaunen Folgendes: „Elfi Bey, der Bassa von Kairo, hatte den Omar seit seiner frühesten Kindheit erzogen, und dieser hatte seine Eltern nie gekannt. Als nun Elfi Bey von seinen Feinden überfallen worden war und nach drei unglücklichen Schlachten tödtlich verwundet fliehen mußte, entdeckte er seinem Jüngling, daß er nicht sein Reife sei, sondern der Sohn eines mächtigen Herrschers, welcher aus Furcht vor den Prophezeiungen seiner Sterndeuter den jungen Prinzen von seinem Hofe entfernt habe, mit dem Schwur, ihn erst an seinem zwanzigjährigen Geburtstag wieder sehen zu wollen. Elfi Bey habe ihm den Namen seines Vaters nicht genannt, sondern ihm auf's Bestimmteste aufgetragen, am vierten Tage des kommenden Monats Ramadan, an welchem Tage er zwanzig Jahre alt werde, sich an der berühmten Säule El-Serujah, vier Tagesreisen östlich von Alexandria, einzufinden; dort solle er den Männern, die an der Säule stehen werden, einen Dolch, den er ihm gab, überreichen mit den Worten: „Hier bin ich, den ihr sucht!“ wenn sie antworten: „Gelobt sei der Prophet, der Dich ertheilt,“ so solle er ihnen folgen, sie werden ihn zu seinem Vater führen.“

Labalan betrachtete von jetzt an den Prinzen Omar mit neidischen Augen. Er stellte Vergleichen zwischen sich und dem Prinzen an. Er mußte sich gestehen, es sei Jener ein Mann von sehr vorthheilhafter Gesichtsbildung; schöne, lebhaft Augen, eine fahngebogene Nase, ein sanftes, zuvorkommendes Benehmen, kurz, alle Vorzüge des Keuchers, die Jemand empfehlen können, waren Jemem eigen. Aber so viele Vorzüge er auch an seinem Begleiter fand, so gestand er sich doch, daß ein Labalan dem fürstlichen Vater wohl noch willkommener sein dürfte, als der wirkliche Prinz.

Diese Betrachtungen verfolgten Labalan den ganzen Tag, mit ihnen schloß er im nächsten Nachtlager ein; aber als er Morgens aufwachte und sein Blick auf das neben ihm schlafende Omar fiel, nahm er schnell den Dolch, häumte das schnellere Pferd des Prinzen für sich auf, und ehe Omar aufwachte und sich aller seiner Hoffnungen beraubt sah, hatte sein treulofer Gefährte schon einen Vorsprung von mehreren Meilen.

Es war gerade der erste Tag des heiligen Monats Ramadan, an welchem Labalan den Raub an dem Prinzen begangen hatte, und er hatte also noch vier Tage, um zu der Säule El-Serujah, welche ihm wohl bekannt war, zu gelangen. Schon am Ende des zweiten Tages erblickte Labalan die Säule El-Serujah.

## Albumblatt.

### Im Posthose zu W.....

Hier hab' ich einst gestanden  
Mit tiefbewegter Brust:  
Des Abschieds herbe Leiden  
Der Liebe süße Lust.

Hier hab' ich wieder gestanden  
Mit stillem, ruh'gem Herz,  
Da war kein Abschiedsleiden  
Und auch kein Liebesschmerz.

O Herz, was hast du lieber,  
Sag', Ruhe oder Weh?  
Des Meeres wilde Wogen,  
Den ruhig-stillen See?

(Aus: „Gedichte und Poetische Erzählungen“ von Eduard Pödlitz.  
Leipzig, Ed. Warrig's Verlag.)

## Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola.

von

Emile Zola.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

Jean Renaud hatte die Thüre hinter sich geschlossen und befand sich allein.

Er zog ein ziemlich großes Paket aus der Tasche. Es waren die Papiere, welche er nächtlicher Weile aus dem Zimmer geholt hatte, das der ermordete junge Mann in Saint-Jean bewohnt hatte. Da er diese wichtigen Papiere nicht an Fräulein Mellier hatte abgeben können, wie er es versprochen hatte, befand sich Jean Renaud für den Augenblick in wirklicher Verlegenheit. Die Worte des sterbenden Fremden tönten noch in seinen Ohren und er verhehlte sich nicht, daß auf ihm, als dem Verwahrer dieser Papiere und vorzüglich des schrecklichen Geheimnisses, das sie enthielten, eine große Verantwortlichkeit lag.

Er konnte sie doch nicht in der Tasche tragen mit dem Risiko, sie zu verlieren; zugleich fürchtete er aber auch, sie in dem Schranke, in der Schublade, in der Kiste zu verbergen, wo seine Frau sie leicht entdecken konnte. Er hatte alles Vertrauen zu Geneviève, er hielt sie sogar für fähig, ein Geheimniß zu bewahren; aber er hatte versprochen, zu schweigen und stumm zu sein; er hatte es sogar geschworen. Da er nun die Existenz dieser Papiere nicht eingestehen konnte, mußte er sie nothwendigerweise vor den Augen Geneviève's verbergen, so lange Fräulein Mellier abwesend war. Jedenfalls mußte Geneviève neugierig sein, wie alle Frauenzimmer, und zudem besaß sie einen großen Vortheil über ihren Gatten: sie konnte lesen.

Jean Renaud mußte also fürchten, daß sie das Geheimniß errathe, und vielleicht dann ver rathe; der Gedanke daran machte ihn zittern, denn der Sterbende hatte gesagt, daß die Enthüllung der Wahrheit fürchterliche Folgen haben könne. Man begreift demnach die peinliche Lage des verlegenen Jean Renaud.

Er hatte keine große Einbildungskraft und besaß nicht die geringste Erfindungsgabe. Seit den letzten Stunden hatte sein aufgeregter Geist mehr gedacht, als in seinem ganzen früheren Leben, und dennoch wollte ihm kein Ausweg einfallen. Er mußte aber doch die kostbaren Papiere in Sicherheit bringen.

Mechanisch öffnete er den rothen bemalten Koffer.

Er hoffte keineswegs einen passenden Versteck darin zu finden. Da erblickte er aber eine cylinderförmige Schachtel, in welcher seine Frau die Gemüthsamen aufzubewahren pflegte. Für den Augenblick war diese Schachtel leer. Er beeilte sich, die Papiere dareinzulegen und den Deckel zuzumachen. Zugleich aber sagte er sich, daß seine Frau demnächst die Schachtel wieder brauchen könne, und verfiel von Neuem in seine Verlegenheit. Da kam ihm plötzlich eine Idee. Eine Idee, die ein Lächeln des Triumphes auf seine Lippen lockte, und die er sogleich ausführen wollte. Da rief ihn aber seine Frau. Die Suppe war fertig und erwartete ihn dampfend auf dem Tische. Mann und Frau frühstückten heiter, das Mahl dauerte kaum eine Viertelstunde.

„Jean,“ sagte Geneviève, als sie vom Tische aufstand, „ich gehe jetzt an den Fluß und werde Wäsche waschen. Während dieser Zeit sollst Du Dich auf's Bett legen und ein oder zwei Stunden schlafen. Du bist noch matt, das würde Dir gut thun.“ — „Aber der Nachbar, dem ich seine Wiese zu mähen versprochen habe?“ — „Na, Du fängst eben ein wenig später an, und wenn Du heute nicht mehr fertig wirst damit, so beendest Du es morgen. Ein wenig früher oder später, was liegt daran? Steht ja doch kein Regen in Aussicht.“ — „Nun, wenn Du meinst, so will ich Dir folgen. Bist Du zufrieden?“ — „Ja. Ich gehe also. Auf Wiedersehen!“

Sie nahm ihren mit warmem Wasser gefüllten Kübel auf, ihren Pack Wäsche, ihren Schlägel, ihre Seife und entfernte sich.



„Jetzt kann ich ungestört an mein Geschäft gehen,“ sagte sich Jean Renaud.

Er trat in das zweite Zimmer. Der Fußboden des ersten Zimmers bestand aus gestampftem Lehm, das zweite hatte den Luxus eines Dielenbodens. Jean Renaud nahm einen Meißel, ein Stemmeisen und einen Hammer aus dem Schranke und fing an, eine der Dielen auszuheben. Er war im Nu damit fertig. Dann grub er ein kleines Loch in die Erde und griff einen Ziegel der Mauerwand an, der bald aus seiner Höhlung wich. Dann holte er die runde Schachtel aus der Kiste und barg sie in der Mauerlücke, die er dann mit Erde und Mörtel vermachte. Zuletzt nagelte er die Latte wieder an die Diel. Den Stein warf er zu anderen in einen Gartenvinkel, kehrte den Fußboden rein und so waren alle Spuren seines Werkes verwischt. Nun war Jean Renaud sicher, daß seine Frau die Papiere nicht entdecken werde, und konnte ruhig schlafen. So warf er sich denn ganz angelehnt auf's Lager, und fiel, von Aufregung und Müdigkeit erschöpft, bald in einen tiefen, schweren Schlaf.

Wie Geneviève zwei Stunden später heimkam, fand sie ihn noch immer schlafend.

Es war da neun Uhr geworden. Sie ließ ihn noch ruhen. Erst kurz vor zehn erwachte er.

Geneviève arbeitete, neben dem Bette sitzend.

„Bist Du heute früh nicht durch Trémicourt gekommen?“ fragte sie ihn.

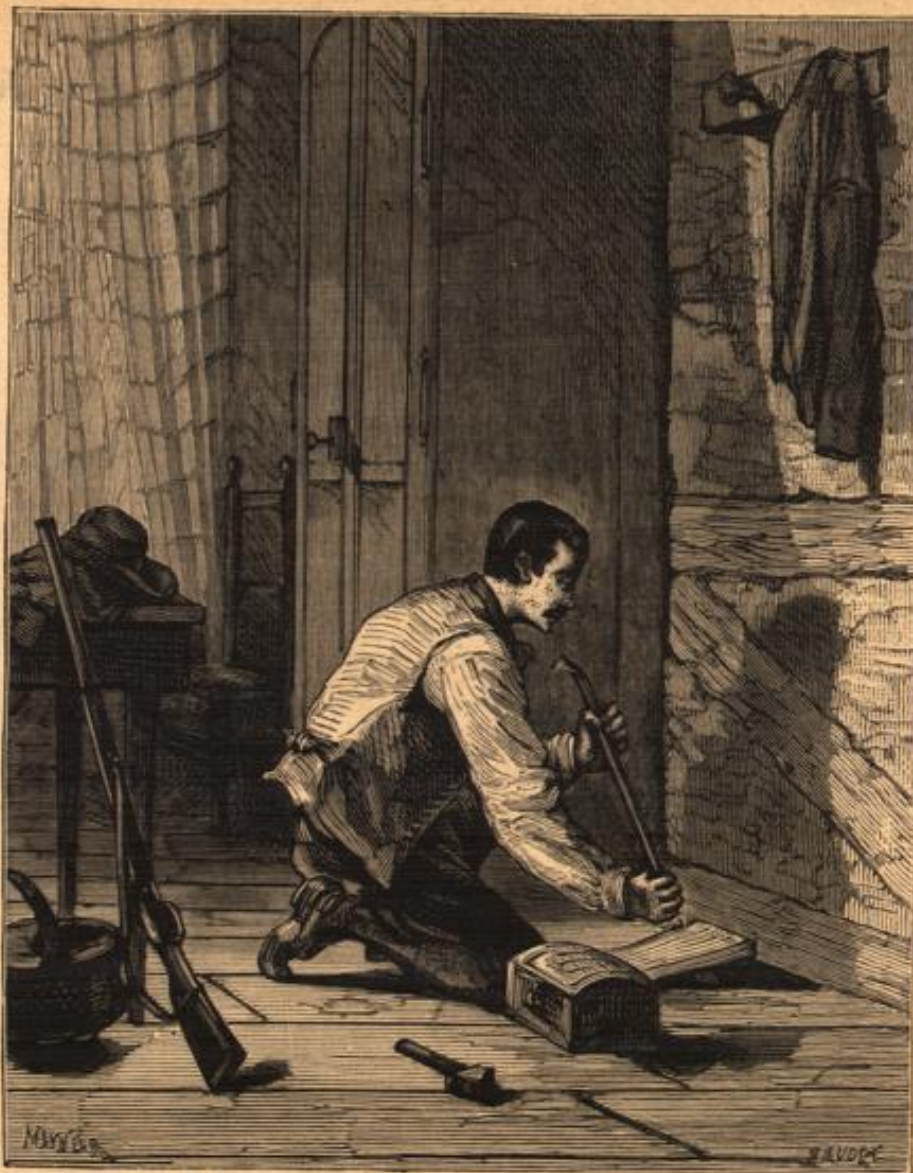
— „Weßhalb fragst Du?“ — „Weil Du mir nicht erzählt hast, daß heute Nacht ein schreckliches Verbrechen verübt worden ist.“

Jean Renaud sprang vom Lager auf.

„Hast Du denn nichts davon vernommen?“ fuhr seine Frau fort.

— „Freilich,“ antwortete er fast barsch. „Ich wollte Dich aber nicht erschrecken.“

— „Man sagt, es soll noch ein ganz junger Mensch sein, der auf der Landstraße,



Fluchbeladen. Jean Renaud fing an, eine der Dielen auszuheben.

nahe beim Seuillonhofs, ermordet worden ist.“ — „Ja, so sagt man.“ — „Das ist ein schreckliches Unglück!“ — „Freilich. Aber was können wir dabei thun? Schlage Dir also die ganze Geschichte aus dem Kopfe.“

Damit nahm er seine Sichel und ging fort.

11.

Nachdem der Friedensrichter von Saint-Yreun seine Maßregeln getroffen hatte, daß das Gericht von Besoul unverzüglich von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt werde, begab er sich nach Trémicourt, wo er gegen acht Uhr ankam, zwanzig Minuten nach den Gendarmen, welche sich auf seinen Befehl bereits dem Bürgermeister zur Disposition gestellt hatten. Dieser konnte sie freilich nur dazu benützen, die Thüre des Lokals vor den Neugierigen zu schützen.

Der Friedensrichter installierte sich in einem der Säle des Gemeindehauses und glaubte die Voruntersuchung beginnen zu sollen, ohne die Ankunft der Beamten aus Besoul abzuwarten.

Er vernahm nach und nach den Bürgermeister, den Feldhüter und zwei, drei von den Leuten, die sich mit denselben nach dem Orte begeben hatten, wo der Leichnam gefunden worden war. Die Aussagen derselben nahm er zu Protokoll. Er begab sich auch selber an den Thatort, nur begleitet vom Bürgermeister, dem Feldhüter und dem Gendarmenwachmeister. Er fand die aufgenommenen Aussagen exact, wollte aber selber noch weitere Anhaltspunkte finden.

Das Opfer war in die Brust getroffen worden. Vor Ankunft der Gerichtspersonen wollte er den Leichnam nicht entleiden lassen; aber auch so konnte man erkennen, daß derselbe von einer Kintenfuge getroffen worden sei. Der Mörder hatte also sein Opfer auf dessen Wege erwartet und war demselben entgegengetreten. Es blieb nun übrig, zu er-



Das Märchen vom falschen Prinzen. (S. 55.)

Noch vor dem Gedanken des Mordes entsetzte sich die friedfertige Seele des Gefellen.



forchten, ob der Reisende von Givry kam, oder sich gegen diesen Ort begab. Im ersten Falle hatte sich der Mörder vor der Blutlache postiert, im andern Falle hatte er sich gegen Frémicourt zu verborgen.

Die Herren gingen die Wiesen auf und nieder und untersuchten dieselben aufs Genaueste. Das Gras war erst vor zwei, drei Tagen abgemäht worden, und so waren keine Fußspuren in demselben sichtbar. Plötzlich stieß der Wachtmeister einen Ruf aus. Er bückte sich und hob, ganz in der Nähe der Blutlache, auf der Seite von Frémicourt, ein halbverbranntes Stück Papier auf. Es war kein Zweifel, daß dieses Papier der Pfropf des Gewehres gewesen sei. Der

Wachtmeister überreichte es triumphirend dem Friedensrichter, welcher sich beeilte, dasselbe in sein Portefeuille zu stecken.

„Herr Bürgermeister,“ fragte der Friedensrichter, „wer sind die Leute, die da unten am Flusse arbeiten?“ — „Das sind die Leute des Hofes Seuilon.“ — „So? Wir wollen an ihnen vorbeigehen und sie befragen.“

Und die vier Männer schlugen den Weg nach dem Flusse ein, auf die Arbeiter zu. Diese hielten mit ihrer Arbeit inne und traten zu einer wartenden Gruppe zusammen, deren Mittelpunkt Pierre Rouvenat bildete.

Der Friedensrichter kannte ihn und wußte auch, welche bevorzugte Stellung er auf dem Hofe einnahm.

„Wie befindet sich Herr Mellier?“ fragte er. — „Sehr gut, Herr Friedensrichter. Danke.“ — „Ich lasse ihm guten Tag wünschen.“ — „Ich werde es ausrichten.“ — „Er hat ohne Zweifel schon die Schreckensnacht von heute Nacht erfahren?“ — „Wir erfuhren dieselbe in aller Frühe von den Tagelöhnern aus Frémicourt, und Herr Mellier ist ebenso, wie wir Alle, noch ganz verwirrt darüber.“ — „Das ist begreiflich. Unsere Gegend ist glücklicherweise an solche heftige Aufregungen nicht gewöhnt. Wir haben noch keine Sicherheit darüber, zu welcher Stunde das Verbrechen begangen worden ist; sagt mir, liebe Leute, habt ihr in der Nacht nichts vernommen?“

## Aus unserer humoristischen Wappe.

Originalzeichnungen.



**Frau** (von einer Badereise zurückgekehrt): A. ist aber wirklich ein kleines Nest; ich konnte nicht einmal einen Hef zum Reiten bekommen.

**Mann**: Sonderbar! So lange ich im letzten Sommer dort war, hat es nie an einem Hef gefehlt.



**Mann**: Marie, Du vergißt ja heute ganz das Mittagessen und der Junge läuft total vernachlässigt auf der Straße umher.

**Frau**: Ach verzeihe, ich habe auf heute Abend einen Artikel über Frauenpflichten zu schreiben, da hatte ich bis jetzt keine Zeit.



**Bäuerin**: Na, Du dummes Ding, wie kannst Du denn, wenn ich Dich zum Arzt für meinen kranken Mann schicke, den Viehdoktor holen?

**Magd**: Na, Ihr habt doch ausdrücklich gesagt: Spring' schnell nach dem Doktor, mein alter Hef ist wieder einmal krank!



„Sagen Sie, Herr Professor, wie lange lebt denn eigentlich ein Mann?“ (Solant.) „Meine Liebe, da müssen Sie einen älteren Herrn fragen, ich bin erst Sechshundsechzig.“



**A.**: Alte Weiber können doch nichts verschweigen.  
**B.**: Und doch verschweigen sie gern, wie alt sie sind.



„Höre Frau! Wenn ich nicht mit an der Table d'hôte speisen wollt, will ich hinuntergehen und das Essen für uns Alle Drei besorgen.“

Die Knechte schauten einander fragend an. „Nein, gar nichts,“ antworteten sie.  
Pierre Rouvenat meinte: „In dieser Zeit legt man sich zeitlich zu Bette, Herr Friedensrichter, um am andern Morgen schon vor Sonnenaufgang wieder an die Arbeit gehen zu können. Um zehn Uhr ist Alles schon in Ruhe; und ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wie Leute schlafen, die sechzehn Stunden hindurch in der Junijonne tüchtig gearbeitet haben.“ — „Ich kann mir das vorstellen,“ sagte der Friedensrichter mit wohlwollendem Lächeln. „Und gestern Abend, ist euch da kein verdächtiges Individuum vorgekommen?“

Mehr. Welt. XXIX. 2

Mehrere Stimmen antworteten: „Nein.“ — „Ein Individuum mit einer Flinte?“ fügte der Friedensrichter hinzu.

Man schüttelte die Köpfe.

Da sagte ein Weib: „Ich, ich habe Jean Renaud aus Givry gesehen; er hatte seine Flinte mit.“

Rouvenat erbehte.

Aber der Friedensrichter machte eine Bewegung mit den Achseln, die ihn wieder beruhigte.

„Ich habe den Jean Renaud ebenfalls gesehen,“ meinte einer der Knechte des Hofes, „und ich bin sicher, daß er seine Flinte nicht hatte.“ — Ein anderer setzte hinzu: „Ich

war ja mit Dir, Jean Renaud hat mit uns gesprochen, er hatte sein Gewehr nicht bei sich.“ — „Ich bin aber meiner Sache gewiß!“ behauptete das Weib. „Und der Beweis ist, daß Jean Renaud mir selber noch erzählt hat, er habe den ganzen Tag über einer großen Wölfin im Walde von Suenre nachgeforscht.“ — „Was liegt daran,“ sagte der Friedensrichter. „Nicht um den Wolfsjäger handelt es sich in dieser ernstesten Angelegenheit. — So habt ihr also nichts gehört, nichts gesehen, wißt gar nichts?“ — „Nichts, Herr Friedensrichter.“ — „Adieu also, ihr Leute.“

Und der Friedensrichter sammt seinen Begleitern kehrte



nach Frémicourt zurück, indem sie das Ufer der Sableuse entlang gingen.

Gegen Mittag kamen der Generalprokurator, der Untersuchungsrichter und dessen Sekretär aus Vesoul an, begleitet vom dortigen Arzte. Der Friedensrichter übergab ihnen sein Protokoll, dessen Richtigkeit er verbürgen konnte, da er selber an Ort und Stelle gewesen war. Dann zeigte er ihnen den Pfropf, indem er erzählte, wie derselbe gefunden worden sei.

Es war leicht zu erkennen, daß dieser Papiersephen von einer Zeitung herrühre; eine Ecke desselben zeigte an, daß das Papier zu einer Düte gedreht gewesen sei. Es war aber unmöglich zu errathen, welchem Zweck diese Düte gedient und was sie enthalten habe.

Nichtsdestoweniger pflichteten Alle der Meinung des Instruktionsrichters bei, als derselbe rief: „Es mag Rauchtobak drin gewesen sein.“ — Man konnte also annehmen, daß der Mörder ein Raucher sei.

„Ich behalte mir die nähere Untersuchung dieses Papiers vor,“ sagte der Richter. „Bei genauer Aufmerksamkeit läßt es sich vielleicht feststellen, zu welcher Zeitung es gehört hat, und in welchem Tabakladen die Düte ausgegeben worden ist. Man darf nichts vernachlässigen, nichts aus den Augen lassen; die geringsten Details können nützliche Anhaltspunkte geben.“

Man schritt dann zur Untersuchung des Leichnams. Da hatte der Arzt das Wort.

Er entfernte die Kleider des Opfers, schnitt einen Theil des Hemdes weg, welches an dem Körper anlehte, und fand das von der Kugel herrührende Loch. Der Arzt erklärte die Lage, welche der Körper in dem Augenblick gehabt haben müsse, wo er getroffen worden war, und sprach mit vielem Wissen über die augenblicklichen Zerstörungen, welche durch den Eintritt des Projektils in dem Körper verursacht werden mußten, und welche schon nach Verlauf der kürzesten Zeit den Tod herbeigeführt hätten.

„Es handelt sich jetzt darum, die Kugel herauszuziehen,“ sagte der Generalprokurator.

Der Doktor nahm die Sonde und führte dieselbe in die Wunde ein. Bald fühlte er das Projektil, welches dicht unter der Herzgegend eingedrungen war. Er machte zwei tiefe Einschnitte, um das Loch zu erweitern, dann entnahm er ein neues Instrument seinem Etui, und nach Verlauf von zwei Minuten schon konnte er dem Instruktionsrichter die Kugel überreichen.

Dann durchsuchte man die Taschen des Todten. Aus der einen zog man ein weißes Taschentuch. Aus der andern Tasche zog man ein Federmesser. In der Westentasche fanden sich einige Stücke Kleingeld, welche zusammen die Summe von sechs Franken, fünfzig Centimes ausmachten. Das war Alles.

Man konnte voraussehen, daß der Reisende eine weit größere Summe bei sich gehabt habe, ebenso wahrscheinlich einige Schmuckfachen, sonst wäre ja kein Grund für die That dagewesen, oder man hätte sich wenigstens keinen denken können.

Man untersuchte das Hemd und die Socken aus Rohzwirn, welche das Opfer trug. Gleich dem Sacktuch waren sie ohne Werkzeichen. Es war gar nichts vorhanden, um eine Identität festzustellen.

Das Gericht hatte einen unbekannten Leichnam vor sich, aus dem sich gar keine Indizien, wer der Lebende gewesen, gewinnen ließen; und ein Verbrechen, welches im ersten Augenblicke von einem undurchdringlichen Schleier umgeben schien.

Der Instruktionsrichter erkannte gar wohl die enormen Schwierigkeiten der Untersuchung. „Haben Sie denn gar keine bezüglichen Aeußerungen im Volke ausgefangen?“ fragte er, indem er sich an den Bürgermeister wandte. — „Nein, mein Herr. Nicht eine einzige.“ — „Die Gendarmen sollen zu Pferd steigen und nach Ciry nebst Umgebung streifen,“ sagte der Untersuchungsrichter. „Es ist unmöglich, daß dieser junge Mensch im Laufe des gestrigen Tages von gar Niemanden und nirgends gesehen worden sei.“ Dann wandte er sich an den Sekretär: „Wollen Sie gefälligst einen Bogen Papier nehmen und das Signalement des Opfers aufnehmen.“

Der Sekretär schickte sich an, zu gehorchen.

In diesem Augenblicke öffnete der Feldhüter die Thüre ein wenig und sagte: „Vor dem Bürgermeisteramte draußen steht ein Mann aus Saint-Trun, welcher gern den Leichnam sehen möchte.“ — „Lassen Sie ihn eintreten,“ sagte der Generalprokurator, nachdem er den Instruktionsrichter mit einem Blicke befragt hatte.

Einen Augenblick später erschien auf der Schwelle des Todtenzimmers ein kurzer, unterlegter Mann mit glänzendem Gesichte, lebhaften, zwickenden Augen, den Hut in der Hand.

Der Instruktionsrichter ging auf ihn zu und hinderte ihn, vorzudringen.

„Sie sind aus Saint-Trun?“ fragte er ihn. — „Ja wohl, mein Herr.“ — „Was für ein Gewerbe haben Sie?“ — „Ich bin Wirth, mein Herr, Wirth vom Vater auf den Sohn, Wirth vom Gasthose zu den zwei weißen Hunden, wissen Sie! Ich bin der Gevatter Vertaux.“ — „Gut. Sie verlangen den Ermordeten zu sehen. Aus welchem Grunde?“

Der Wirth, ein wenig aus der Fassung gebracht, blickte furchtbar auf sich.

„Meister Vertaux,“ fuhr der Beamte fort, „ich bin Instruktionsrichter. Antworten Sie mir.“

Der Gevatter machte einen Schritt nach rückwärts und verbeugte sich tief.

„Herr Richter,“ sagte er, indem er sich wieder aufrichtete, „ich will Ihnen etwas sagen. Wie ich bereits zu erklären die Ehre hatte, bin ich Wirth, Wirth vom Vater auf den Sohn, und beherberge zu Fuß und zu Pferd. Na, es mögen ungefähr zwei Monate her sein, da vermietete ich eines meiner Zimmer an einen jungen Fremden, der ein ganz anständiger Mensch gewesen sein muß, da er mich stets pünktlich bezahlte und nie Ungelegenheiten verursacht hat. Diesen Morgen, zur gewöhnlichen Stunde, schickte ich ihm nun unsere Magd, die Suzanne, die dicke mit den rothen Haaren, wissen Sie! hinaus, und ließ fragen, ob er sein Frühstück haben wolle. Suzanne klopfte an. Er antwortete nicht. Da polterte denn die Nothe ganz zornig wieder herunter und sagte, ich solle nur den saubern Herrn Leon selber aufwecken gehen.“ — „Ah!“ machte der Beamte. „Er heißt Leon?“ — „Ja wohl, Herr Richter, Leon.“ — „Leon was?“ — „Was? ... Ah ja, ich verstehe. Sie wollen seinen Familiennamen wissen. Den kenne ich aber nicht; ich weiß nicht einmal, ob er einen solchen hat.“ — „Weiter, weiter.“ — „Na, darauf sage ich zu Suzanne, daß sie eine Gans sei; ja, so sagte ich, mit Verlaub, Herr Richter. Dann stieg ich die Treppe hinauf, pochte, erhalte aber keine Antwort. Der Schlüssel steckte im Schlosse, ich drehe ihn um, öffne die Thüre, trete ein, Niemand da. ... Ich schaue um mich, Alles in Ordnung im Zimmer, das Bett war ganz unberührt. Na, das ist aber drollig! denke ich bei mir. Und ich stand einen Augenblick ganz dumm da, auf Ehre, blickdumm, just wie eine Vogelscheuche mitten auf dem Felde. Plötzlich kam mir eine Idee und eine Gänshaut überlief mich! ... Ich muß Ihnen nämlich sagen, Herr Richter, daß ich just vorher gehört hatte, man habe einen Menschen auf der Landstraße bei Frémicourt ermordet gefunden.“ — „Und da haben Sie gedacht, dieser Mensch könne Ihr Mieter sein?“ — „So ist's.“

Der Instruktionsrichter trat zur Seite und wies ihm den Leichnam auf dem Tische. „Treten Sie näher und schauen Sie,“ sagte er.

Der Wirth that einige Schritte, warf einen Blick auf den Körper und schrie auf: „Er ist's!“

12.

Man begab sich in das anstoßende Zimmer, die Beamten ließen sich um einen Tisch herum nieder, und der Instruktionsrichter fuhr mit der Vernehmung der Wirthes fort.

„So sind Sie also gewiß, daß der Leichnam, den Sie soeben sahen, der Ihres Miethers ist?“ — „Vollkommen gewiß, Herr Richter.“ — „Sie sagen, daß Sie nur seinen Namen Leon kennen.“ — „So ist es.“ — „Es ist also überflüssig, Sie zu fragen, ob Sie etwas von seiner Familie wissen. Können Sie uns sagen, wo er sich vor zwei Monaten aufhielt, ehe er Ihr Almieter wurde?“ — „Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß er aus Rheims in der Champagne kam.“ — „Das ist immerhin ein Anhaltspunkt. Schreiben Sie, Herr Sekretär. Erhielt er Briefe?“

Gevatter Vertaux schüttelte den Kopf. „Ich glaube, daß er viele schrieb, die aber ohne Antwort blieben,“ entgegnete er. „Zwar einen hat er, so viel ich weiß, doch erhalten. Vorgestern, glaube ich.“ — „Bei sich hatte er ihn nicht. Wir werden denselben also wahrscheinlich in seinem Zimmer finden,“ sagte der Instruktionsrichter zum Generalprokurator gemeldet. Dann fuhr er gegen den Wirth fort: „Wissen Sie, weshalb der junge Mann zu Ihnen nach Saint-Trun gezogen ist?“ — „Nein, Herr Richter.“ — „Womit beschäftigte er sich denn?“ — „Mit ... nichts. Wenn ich sage mit nichts, so irre ich mich —'s kommt aber auf dasselbe heraus: er schrieb ... Herrgott, wie viel Papier Der verschmierte.“

Der Sekretär machte eine Grimasse. Der Generalprokurator und der Instruktionsrichter konnten sich nicht enthalten, zu lächeln.

„Seinem Aussehen, seiner Wäsche und seinen feinen weißen Händen nach mußte er wohlhabend gewesen sein,“ fuhr der Instruktionsrichter fort. — „Das weiß ich nicht.“ — „Sie haben aber selber gesagt, daß er Sie pünktlich bezahlte.“ — „O, das schon, alle vierzehn Tage, bis auf den Heller. Aber er war ein sparsamer Mensch, gab nichts unnöthig aus; just was er brauchte.“ — „Besatz er Schmuckfachen, Werthfachen? Eine Uhr zum Beispiel?“ — „Ich habe nie eine bei ihm gesehen.“ — „So glauben Sie also nicht, daß Raub das Motiv der That gewesen sei?“ — „Wie soll ich das wissen?“ — „Wissen Sie wenigstens, wohin er sich gestern begeben hat?“ — „Ebenso wenig, Herr Richter. Er ist nach dem Frühstück fortgegangen und kam gegen sechs Uhr zum Mittagmahle heim, so daß ich ihn heut Morgen in seinem Zimmer vermutete.“ — „Ging er öfters des Nachts aus?“ — „In der Nacht? Nicht daß ich wüßte. Aber bei Tag, da ging er manchmal fort.“ — „Blieb er länger aus?“ — „Einige Stunden, manchmal den ganzen Tag.“ — „Und Sie wissen nicht, wohin er ging?“ — „Nicht im geringsten.“ — „Nun, danke Ihnen, Gevatter Vertaux. Haben Sie dem Gerichte noch etwas Weiteres mitzutheilen?“

Der gute Mann kratzte sich hinter dem Ohre, dann an der Nasenspitze, und entschloß sich endlich zu sagen: „Nun, ja doch, Herr Richter.“ — „Wir hören. Sprechen Sie.“ — „In Saint-Trun wurde es bald bekannt, daß mein Passagier verschwunden sei. Da kam denn ein altes Weib (das man die Schweizerin nennt, weil sie brüben,

auf der andern Seite der Berge geboren ist) zu mir, und sagte: „Gevatter Vertaux,“ sagte sie, „man erzählt, daß Euer junger Herr heute Nacht bei Frémicourt umgebracht worden sei.“ Darauf sagte ich: „Kann schon sein. Daheim ist er nicht gewesen.“ Darauf sagte sie ganz leise: „Wißt Ihr, Gevatter, was ich in der Nacht, so gegen Eins, gesehen habe?“ Darauf sage ich: „Wie soll ich das wissen? Um Eins, da habe ich geschlafen wie eine Kanone.“ Darauf sagt sie: „Na also, Gevatter, ich habe gesehen, wie sich heimlich ein Mensch aus Eurem Hause schlich, durch die kleine Thüre!“ Darauf sage ich: „Das war mein Passagier!“ Darauf sagt sie: „Ist nicht wahr!“

Die Zuhörer horchten mit ängstlicher Regierde.

„Darauf,“ fuhr der Wirth fort, „sagte sie noch leiser: „'s war der Wolfstödtler!“

Der Instruktionsrichter sprang auf. Der Bürgermeister und der Friedensrichter wechselten einen Blick der Ueber-

raskung; nur der Generalprokurator blieb ruhig.

„Wer ist die Person, die Ihr den Wolfstödtler nennt?“ fragte der Instruktionsrichter.

Der Bürgermeister ergriff das Wort.

„Es ist das ein ehemaliger Soldat, ein wackerer Mann, wohlbekannt in der ganzen Gegend; er heißt Jean Renaud und wohnt im Dorfe Ciry.“ — „Woher hat er den sonderbaren Spitznamen ‚Wolfstödtler‘?“ — „Seit ein paar Jahren lassen sich in unseren Wäldern öfter Wölfe sehen, die den Leuten großen Schaden zufügen, indem sie die Herden angreifen. Jean Renaud, der ein robuster, muthiger Kerl und guter Schütze ist, hat die gute Idee gehabt, sich der Wolfsjagd zu widmen. In den letzten drei Jahren hat er deren wenigstens zehn Stück erlegt.“

Der Instruktionsrichter dachte einen Augenblick nach. Dann sagte er: „Dieser Mann wohnt also in Ciry, und ist um Mitternacht herum in Saint-Trun gesehen worden, wie er heimlich aus dem Hause des Herrn Vertaux schlich, sich ängstlich allen Blicken verbergend. Das ist ein Ding von ernster Tragweite, meine Herren.“ — „Ich für meinen Theil glaube, daß auf Jean Renaud nicht der geringste Verdacht haften kann!“ beeilte sich der Bürgermeister zu sagen. — „Mein lieber Herr Bürgermeister, ich will bis auf weitere Nachrichten gerne ihrer günstigen Meinung über den Mann beipflichten; aber ein schreckliches Verbrechen ist begangen worden; es existirt ein Schuldiger ... Wir suchen nach demselben, und unsere Pflicht ist es, ihn ausfindig zu machen.“

Die Eröffnung des Wirths war in der That von außerordentlicher Wichtigkeit.

Der Friedensrichter glaubte nicht verschweigen zu dürfen, was diesen Morgen in der Nähe des Scuilleon-Hofes vor ihm über Jean Renaud gesagt worden war. Er berichtete getreulich die Worte des Weibes und der beiden Knechte.

Das Antlitz des Instruktionsrichters wurde immer ernster.

„Auch hier dieser Jean Renaud,“ sagte er. „Sie sehen, dieser Mensch kommt überall zum Vorschein. Gleich im ersten Augenblicke spricht man von seiner Flinte. Das Opfer wurde von einer Kugel getroffen, was wieder gegen Jean Renaud spricht, dessen Waffe jedenfalls geladen sein mußte, da er den Wölfen nachstellte. Ein Weib behauptet: „Ich habe Jean Renaud mit seiner Flinte gesehen.“ Zwei Männer haben ihn ebenfalls gesehen, aber ohne dieselbe. Das muß aufgeklärt werden.“

Einer der Männer, welche als Leichenwache aufgestellt waren, näherte sich jetzt dem Tische der Beamten.

„Meine Herren,“ sagte er. „Ich habe Jean Renaud gestern Abend in Frémicourt gesehen; er ging in die Mühle. Ich kann bestätigen, daß er seine Flinte nicht bei sich hatte.“ — „Um welche Stunde?“ — „Das weiß ich nicht genau. Aber es brach schon die Nacht an.“ — „Herr Bürgermeister,“ sagte der Instruktionsrichter, „wollen Sie die Güte haben und den Müller benachrichtigen lassen, daß man ihn hier erwarte?“

Der Bürgermeister verließ das Zimmer.

Zehn Minuten später kam er mit dem Müller wieder, der ganz mehلبestaubt herbeigeeilt war.

„Treten Sie näher, mein Herr,“ sagte der Instruktionsrichter zu ihm, „und antworten Sie gefälligst auf meine Fragen der vollen Wahrheit gemäß. Es hat Sie gestern ein Einwohner von Ciry Namens Jean Renaud besucht?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Um welche Stunde?“ — „Es muß bereits neun Uhr vorüber gewesen sein.“ — „Was hatte er bei Ihnen zu thun?“ — „Er kam fragen, ob der Waizen, den er mir gebracht hatte, schon gemahlen sei.“ — „Wissen Sie, ob er direkt von Ciry kam?“ — „Er kam von Terroise, wo er ein Geschäft gehabt hat.“ — „Trug er eine Flinte bei sich?“ — „Nein, mein Herr.“ — „Um wie viel Uhr verließ er Sie wieder?“ — „Nun, es kann ungefähr halb Elf gewesen sein; wir haben ein wenig geplaudert und ein Gläschen getrunken.“ — „Es ist gut. Das ist Alles, was wir von Ihnen wissen wollten. Sie können abtreten.“

Der Entfernung des Müllers folgte ein Augenblick tiefen Schweigens.

„Bis jetzt,“ begann dann der Generalprokurator, „würde Alles darauf hinweisen, daß Jean Renaud der Thäter sei. Der Mord geschah augenscheinlich nach zehn Uhr, zu einer Zeit, wo im Scuilleon-Hofe Alles schlief, da man dort nichts gehört hat. Nun verläßt aber Jean Renaud die Mühle um halb Elf, wendet sich nach Ciry, und begegnet



halb den jungen Menschen. Er wußte zweifelsohne, daß der Unglückliche um diese Stunde diesen Weg machen würde. Betrachtet wir nun die Frage wegen der Flinte. Er hatte dieselbe nicht bei sich, als er nach Terroise kam, er hatte sie nicht, als er die Mühle verließ, das ist bewiesen, mehrere Zeugen bestätigen es. Aber ein Weib behauptet das Gegenteil; sie will Jean Renaud im Laufe des Abends mit seiner Flinte gesehen haben. Ich glaube dieser Behauptung des Weibes, wie ich an die andere glaube. Dieses Weib kann Jean Renaud um halb Sieben, um Sieben, sogar noch später mit seiner Flinte begegnet haben, und zehn Minuten später kann man ihn ohne dieselbe begegnet haben. Wenn Jean Renaud der Schuldige ist, den wir suchen, dann hat er seine That vorher beschlossen gehabt, und hatte die Waffe, deren er sich bedienen wollte, im Felde verborgen. — Folgen wir ihm bei seinem Gange aus der Mühle: er verläßt Frémicourt um halb Elf; er nimmt seine Flinte aus dem Versteck, legt sich am Straßende in den Hinterhalt und wartet...

„Nach vollbrachter That nähert er sich seinem Opfer, um es zu berauben. Der Unglückliche athmet noch; der Mörder hebt ihn auf und zerrt ihn weiter; wozu? Das kann ich nicht errathen. Vielleicht hatte ihn die Reue erfasst, und er wollte dem, den er getödtet hatte, beistehen. Aber er stirbt ihm unter den Händen. Wenn der Mörder einen Augenblick der Reue gehabt hat, so ist der bald vergangen. In seiner Hoffnung auf eine große Summe getäuscht, verschmähte er das geringe Geld in der Westentasche. Er weiß, wo er mehr finden kann. Er eilt fort, nach Saint-Trun, und um ein Uhr Nachts flieht, wie wir soeben gehört haben, ein Weib Jean Renaud heimlich aus dem Gasthause des Wirthes Vertaux schleichen. Woher kam er? Von der Vollendung seines Werkes. Wenn nicht vielleicht sein Besuch in dem Zimmer des Opfers neuerdings seine Erwartung getäuscht hat.“

Der Bürgermeister von Frémicourt senkte das Haupt. Der Friedensrichter war gleich ihm bestürzt. Alle Weiber kannten Jean Renaud und nahmen aufrichtigen Antheil an ihm; aber nach dem, was sie hier gehört hatten, war es vergeblich, seine Vertheidigung zu übernehmen gegen eine so sichere und schreckliche Anklage.

Die wichtigsten Beweise hatten sich jählings gegen Jean Renaud gesammelt, so daß fast kein Zweifel blieb an seiner Schuld.

Der Generalprocurator erhob sich, machte dem Friedensrichter ein Zeichen, und die drei Beamten zogen sich in eine Fensternische zurück, wo sie eine Weile leise mit einander sprachen.

Dann rief der Instruktionsrichter den Wachtmeister herbei.

„Wie viel Gendarmen haben Sie?“ fragte er ihn. — „Zwei.“ — „Sie werden einen derselben als Wache vor dem Bürgermeisteramt lassen, mit dem andern begeben Sie sich nach Evry und verhaften Jean Renaud, den Wolfstöbter.“ — „Und wenn wir ihn nicht finden?“ — „Es ist anzunehmen, daß er noch nicht die Flucht ergriffen hat. Sollte dieß aber dennoch der Fall sein, dann kommen Sie unverzüglich zurück und melden es uns. Wir werden dann weiter sehen.“ — „Wohin sollen wir ihn bringen?“ — „Hierher. Und sollten wir von Saint-Trun, wohin wir uns unverzüglich begeben, noch nicht zurückgekehrt sein, wird Ihnen der Herr Bürgermeister ein Verwahrungsgelag für den Gefangenen anweisen, in welchem Sie ihn nicht aus dem Auge verlieren werden. Und jetzt gehen Sie, Wachtmeister, und vollziehen Sie so rasch als möglich Ihre Befehle.“

Der Gendarm salutirte und entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

## Dienstmädchen in alter Zeit.

Daß der Ausspruch von Alkibiades: „Es ist Alles schon dagewesen“, auch auf die Jungfern und Mädchen seine Anwendung findet, werden unsere gelehrten Leserinnen durch den folgenden Brief bestätigt sehen, welchen Hedwig, eine Tochter des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, vermählt mit dem Herzog Ulrich von Pommern-Stettin, an einen Rath ihres Vaters in Wolfenbüttel schrieb. Der interessante Brief lautet: „Unsere gnädigen Gratz und sonder allen wohlgeleiteten Willen zuvor. Lieber Herr Rathsherr, euer freundtwerdtes Schreiben habe ich den 28. September wohl empfangen und gerne auch daraus vernommen, daß auf mein gnedig Begehrt ihr mir nach ein Medtlein habt umgehört, da ich werde mit bedürft sein und mich auf sie werde dürfen verlassen. Wofür ich mich in allen Gnaden zu bedanken. Mit allen Gnaden hinwegwerde ich es mich gnedig gefallen, daß ihr sie bei derselben Euer Liebden Tochter zu verheirathen gebt. Weil sie nun so von ein und zwanzig Jahr ist, hoffe ich doch nit, daß sie all verlobt ist; sonst würde ich sie nit lange behalten; ich verändere mich so von Herzen ungerne. Daß sie nit à la mode ist, lasse ich mich gefallen; ich weiß auch nit, sie wird ihrer Zusage nachkommen und hinfürher stille und eingezogen sich halten. Was sie von Zeugn mit fertig hat, kann sie mit anhero bringen, daß sie es hier leicht anfertigen. Vermahnet sie harbt noch mals, daß sie ja verschwiegen ist; ich mag kein blaßdorn; und daß sie auch verdrachsam und willig ist, nit verbrochen und Einlage gern annehmen. Verhalt sie sich so und kommt der Zusage nach, soll sie eine gnedige Fürstin an mir haben. Thue Euch hiermit in den Schutz und Schirm des Allerhöchsten empfehlen, bin und bleibe u. s. w. — Harburg, 1. Oktober 1638.“



## Die kleinen Füße der Frauen in China.

Von allen volksthümlichen Gebräuchen in China, welche ungeachtet des Umstandes, daß jenes große Reich der europäischen Civilisation in der letzten Zeit mehr erschlossen worden, und trotz des barbarischen Charakters, der ihnen anhaftet, dennoch unverändert beibehalten worden, ist derjenige der Fußverkleinerung bei den Frauen der widerwärtigste. Selbst in den englischen Missionschulen, die sonst manchen Erfolg bei Lösung ihrer mühseligen und schwierigen Aufgaben aufzuweisen haben, bleiben durchschnittlich von zehn immer noch sechs bis sieben Mädchen dieser Unsitte treu und sind nicht zu bewegen, dieselbe aufzugeben. Ueber die eben so schmerzhaften als der Gesundheit schädliche Prozedur sind neuerdings durch englische Aerzte, die sich mit dem Studium dieser fesselhaften Geschmacksrichtung beschäftigt haben, Ermittlungen angestellt worden, welche einige nähere Aufschlüsse über die Einzelheiten derselben ertheilen. Darnach beginnt das, die Verkleinerung der Füße herbeiführende Binden der Füße bei Kindern, nachdem dieselben gehen gelernt und sich bis zu einem gewissen Grade körperlich entwickelt haben. Wohlhabende Eltern lassen ihren Kindern vom sechsten oder siebenten Jahre an, ärmere dagegen erst im zehnten Jahre die Füße binden. Eltern, die durch Armuth genöthigt waren, ihre Tochter in früheren Jahren zu verheirathen, unterwerfen dieselbe noch in späteren Jahren dieser Prozedur, wenn ihre Verhältnisse sich verbessern und ihnen gestatten, das Mädchen in ihr Haus zurückzuführen. Es geschieht das hauptsächlich aus dem Grunde, um sie möglichst gut zu verheirathen. Die Schmerzen, welche das Zusammenbinden eines voll entwickelten, gesunden Fußes dem Chinesen verursacht, sind fast unerträglich. Man bedient sich dazu harter weicher, zwei Zoll breiter Bandagen, die besonders zu dem Zwecke angefertigt sind. Während des ersten Jahres haben sie gewöhnlich eine Länge von zwei Fards (1 Fard = 1,37 Elle), später trägt man sie fünf Fuß lang. Das Binden selbst geschieht auf folgende Weise: Das eine Ende der Bandage wird, an der einen Fußseite beginnend, über den Spann gelegt, dann über die Zehenenden geführt und so scharf angezogen, daß die Zehen nach unten gekrümmt und auf die Sohle des Fußes heraufgezogen werden; dann wird es über den oberen Theil des Fußes gewunden, um den Haken geschlungen und nun so fest angezogen, daß Zehen und Abatz so viel wie möglich sich nähern. Auf diese Weise bildet der Fuß gleichsam einen trummen Buckel und es entsteht eine Höhlung unter der gewöhnlich gekrümmten Sohle. Mit dem übrig bleibenden Bande wird der Fuß umwickelt und das Ende desselben unter der Sohle fest vernäht. Um einen hübschen Fuß zu erzielen, muß die Bandage so angelegt sein, daß die Entfernung von dem Theile des Fußes, der auf dem Boden ruht, bis zum Spann 1 1/2 Zoll mißt. Von dem so zusammengepreßten Fuß berührt bei dem Gehen nur der Ballen der großen Zehe die Erde. Bei dem ersten Binden des Fußes wird derselbe mit einer starken Quantität pulverisirten Alauns bestreut, um die Bildung von Geschwüren zu verhindern, dann wird die Bandage alle Monat einmal abgenommen; nach dem ersten Monat wird der Fuß längere Zeit in warmem Wasser gebadet und dann die Binde von Neuem sorgfältig umgelegt. Es ist nicht selten, daß der Fuß bei sehr engen Bandagen große Stücke Fleisch oder auch einige Zehen verliert. In diesem Falle betrachtet sich die Patientin als reichlich belohnt für alle die Schmerzen, die sie erduldet, und die Aussicht, einen zierlicheren und gefälliger geformten Fuß als manche ihrer Mitgeschwestern zu haben, läßt sie die erlittenen Qualen bald vergessen. Ja, der Wunsch und das Bestreben, einen kleinen Fuß zu zeigen, ist so groß, daß die jungen Mädchen ihre Bandagen verstopfen, trotz der großen Schmerzen, die damit verbunden sind, noch fester anziehen. Jedesmal, wenn die Bandage abgenommen ist, wird der Fuß geknetet, um die Gelenke biegsam zu erhalten, dann aber möglichst bald wieder mit einer neuen Bandage versehen, die noch enger anliegen muß als die erste. Im ersten Jahre ist der Schmerz so heftig, daß die unglücklichen Opfer gar nichts anfangen können; wollen sie das Haus verlassen, so müssen sie sich der Säufeln bedienen. Im Zimmer bewegen sie sich, indem sie auf zwei leichten Stühlen knien und diese langsam vorziehen. Nachts legen sie sich der Cuere nach über das Bett, so daß die Kniekehlen auf den scharfen Kanten des Bettgestelles ruhen und die unteren Gliedmaßen schneller absterben. Zwei Jahre lang Schmerzen die Füße ununterbrochen und zwar sind die Schmerzen in den Knöcheln, Gelenken und im Spann am heftigsten. Außer den örtlichen Schmerzen hat die Patientin noch das Gefühl, als wenn das Fleisch von Nadeln durchbohrt wird. Wenn das Binden streng durchgeführt wird, so ist der Fuß nach zwei Jahren abgestorben und schmerzt nicht mehr; das ganze Bein ist dann wie verkrüppelt und besteht nur noch aus Haut und Knochen. Die chinesischen Damen der großen Welt rühmen sich dann ihrer „goldenen Lilien“ und puzen sie mittelst kleiner, reich gefärbter Pantoffeln, die einen halben Zoll in der Weite und drei Zoll in der Länge messen. Manche unter ihnen lassen den Schuh mit blauem Band und schlingen dasselbe um einen bunt bemalten hölzernen Abatz, auf welchem das ganze Gewicht des Körpers bei dem Gehen ruht. Ein sehr eng anliegendes Beinkleid von Seide oder Baumwolle bedeckt reichlich Spann und Abatz, so daß nur die große Zehe sichtbar ist. Ein derartig verkrüppelter Fuß kann nie eine natürliche Gestalt wieder erlangen und sieht, wenn er nicht bedeckt ist, so unförmlich aus, daß Frauen und Mädchen es scheuen, denselben selbst vor den nächsten Verwandten zu entblößen. In den engen Straßen Cantons kann man oft lange Reihen von Frauen sehen, die, der Möglichkeit des Gehens beraubt, gegenseitig auf einander gestützt promeniiren. Viele von ihnen sind blind und die Chinesen selbst erklären, daß das Binden der Füße Blindheit verursacht. Aber die Hartnäckigkeit, mit welcher sie an der schmerzhaften und grausamen Operation hängen, obgleich sie die

Einwendungen gegen dieselbe als berechtigt anerkennen, ist höchst fesselt. Den Bemühungen der englischen und amerikanischen Missionäre, die jetzt anfangen, die ersten Erfolge aufzuweisen, ist eine Besserung dieser Zustände zu danken; nichtsdestoweniger wird es schwer sein, diese verrottete Einrichtung ganz zu beseitigen.

## Ein Storchroman.

Ein ganzer Roman aus dem Storchleben hat sich im Laufe der Zeit in dem Storchneste abgespielt, das sich auf einem Scheunendache des Bauerngutsbesizers F. in Schönerlinde bei Berlin befindet. Dort lebte seit einer Reihe von Jahren ein Storchpaar in friedlichster Ehe. Zwei Jahre sind es her, da trat jedoch herber Schmerz an den langbeinigen Gatten heran. Der Forstrevierbeamte jener Gegend haßt die Störche als arge Feinde der niederen Jagd und verfolgt sie mit Pulver und Blei. Ein Schuß aus seiner Büchse streckte die Störchin nieder, die den trauernden Gatten mit zwei unermöglichten Störchlein zurückließ. Der verwittwete Storch widmete sich nun ausschließlich der Erziehung seiner Sprößlinge, die er so weit heranbildete, um zum Herbst mit ihnen zusammen nach dem Süden abzureisen. Im Lande der Pharaonen, am Nil, zog auch in des Storchwitwens Herz die Liebe auf's Neue ein. Als er zum Frühjahr nach Schönerlinde zurückkehrte, begleitete ihn eine jugendliche Storchgattin. Auch in diesem Jahre lehrte das Paar gegen Mitte Mai nach dem märkischen Nest zurück. Doch schon lauerte das Verhängnis in Gestalt des storchessenden Försters. Eines Abends lehrte der Storch nicht mehr zum Neste zurück, ein Schuß hatte ihn getroffen, die junge Störchin war Witwe geworden. Tageslang sah man sie nach jenem Schreckenstag in tiefstem Schmerze auf einem Beine im Neste stehen, das sie nur selten verließ. In letzter Zeit blieb sie jedoch den Tag über entfernt und lehrte erst Abends spät nach dem Neste zurück. Man entdeckte, daß sie die Nester der benachbarten Störche aufsuchte, um die Jungen, die das Schicksal ihr verlag, in Abwesenheit der Alten zu füttern und zu pflegen. Manches böhse Schnabelhieb hatte sie bisher schon von den eifersüchtigen Eltern ihrer Pfleglinge auszuhalten, denn noch ließ sie sich nicht in der Ausübung ihrer Pflegemutterpflichten stören. Hoffen wir, daß auch sie, wenn erst Kegyptens südliche Sonne sie wieder bescheint und auch Storchherzen wieder schneller schlagen, einen neuen Gefährten findet.

## Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 36:

Die Kultur verflücht die Gostfreundschaft.

## Charade.

Die erste Sylbe ist ein Thor,  
Doch Fißel hat es nicht,  
Der zweiten Paar trägt immer vor,  
Was Einwand macht und widerpricht;  
Das Ganze wird geführt mit harter Hand  
Bei einem Volk in bergreichem Land.

Auflösung der Charade Seite 36:

Futtermilch.

## Kleine Korrespondenz.



Hrn. Fr. Münchenmeyer in Schweden. Der Stoff ist russisch und die Erzählung des Thatsächlichen erschien in einer russischen Zeitung. So haben beide Autoren, der eine ein Russe von Geburt, der andere ein Franzose, den Stoff nach ihrer Art behandelt — das kommt oft vor.

Abonnent in Dahme. Vielleicht ist der Bernstein „künstlicher“ Bernstein; wenn nicht, hilft vielleicht Waschung mit einer schwachen Lösung von Kalilauge.

Abonnent in Köln. Tabak, z. B. Reste von Cigarren, streuen, auch Rampher.

Hrn. W. Klein. Leider für uns nicht geeignet, so nett sie an und für sich sind.



Frau Rathilde B. in Jönn. Als ein gutes Bodnwachs empfiehl ich: Gelbes Wachs, Pottasche, von jedem 8 Theile, grüne oder gute Hausleise 2 Theile, werden mit 228 Theilen Wasser unter bestän-

mäßige Genuß ungarischen Bitternossers trefflich bewährt. Die Dosis, welche Sie zu nehmen hätten, müßte Ihr Hausarzt bestimmen. — Dr. St. Anonymus in Schömberg. Wenn Sie auf Bauernfang

Hrn. G. von R. in Gmden. Anonyme derartige Anfragen beantworten wir nicht.

**Interaktionen:** Die „Donna Anna“: Die Begegnung im Garten. — Die Quadrilibration auf Cuba: Das Eintreten des Jokers; das Warten des Jokers; — Ein Welttheater in Tivoli, nach einem Gemälde von Heinrich Heine; — Hundeloben: Jean Renaud hing an, eine der Dicken aufzugeben. — Das Räumen vom salzigen Bringen: Doch vor dem Gedanken des Mordes entleerte sich die friedfertige Seele des Gesellen. — Aus unserer humanistischen Rapsodie Originalzeichnungen.